

Die Gartenlaube

30 Pf. 10 Cents U.S.A.
60 Gr. Österr.

Ausgabe B mit Versich. 40 Pf.
zuzüglich ortssübl. Zustellgebühr

1933. Nummer 1
Berlin, 5. Januar



Gruss ans neue Jahr

Aufn. Nolte (Mauritius)

1433-1368

Vom Ohr zum Herzen

Mutter Bertha. Sie sind in Sorgen um Ihre fünfzehnjährige Tochter, deren eigenwilliger Charakter und Hang zu Eigenbrötelei und Depressionen die Erziehung erschwert.

Die von Ihnen gebrachten Beispiele sind typische Kennzeichen der Pubertät; seien Sie sehr behutsam und sparsam mit großen „Predigten“! Ablenkende Beschäftigung und die Lektüre wohl ausgewählter Bücher helfen oft mehr als das gesprochene Wort. Völlig verkehrt ist Ihre Drohung „Du bekommst mit Deinem Wesen nie einen Mann“, Sie können damit geradezu einen frankhaften Hass gegen das andere Geschlecht in dem Mädchen hervorrufen oder auch hässliche unlautere Berechnung. Haben Sie sich schon einmal mit der Lehrein des Kindes beraten? Wenn Ihre Tochter das Bedürfnis hat, viel allein zu sein, dürfen Sie ihr die Gesellschaft von Schulkameradinnen noch außerhalb der Schule nicht aufzwingen. Es sind nicht die dümmsten und schlechtesten Menschen, die in ihrer Jugend einsame Wege gehen! Gut wäre es, wenn Sie selber einmal an einem Kursus über Erziehungsfragen teilnehmen könnten, damit Sie der besonderen erzieherischen Schwierigkeit des Entwicklungsalters besser gewachsen sind.

M. K. Sie beklagen sich darüber, daß Ihr Bruder Sie nicht weiter unterhalten will, sondern verlangt, daß Sie wie andere unverheiratete Mädchen sich einen Broterwerb suchen.

Zu Ihren Erklärungen über die finanziellen Möglichkeiten Ihres Bruders kann ich mich nicht äußern, da ich nur Ihre einseitige Darstellung kenne. Jedemfalls steht fest, daß Ihr Bruder verheiratet ist und also in erster Linie Verpflichtungen gegen Frau und Kinder hat. Ihre Äußerungen über die junge Schwägerin, „für die nichts gut genug sei“, tragen einen alzu persönlichen Charakter von Verbitterung, um maßgebend zu sein. Ich kann Ihrer Meinung nicht beistimmen, daß in dem Verhalten Ihres Bruders eine „rohe Zumutung“ liege. Der Begriff „standesgemäß“ hat in dem von Ihnen genannten Sinn keine Weltung mehr; und selbst wenn man wie Sie den eigenen Stand als einen besonders gehobenen empfindet, muß man sich darüber klar sein, daß man dann auch besonders „gehobene“ Forderungen an sich selber, an die eigene Leistungskraft zu stellen hat. Da ich Ihnen einen Rat geben soll: Werfen Sie Ihre Vorurteile gründlich über Bord! Sie selber werden den Nutzen davon haben. Sie werden erkennen, daß Ihr Leben mit neuer Arbeit, mit der Verantwortung einen neuen, schöneren Sinn bekommt. Betrachten Sie es als ein Glück, daß Ihr Bruder in der Lage ist, Ihnen eine Stellung zu verschaffen — eine Möglichkeit, um die Sie Läsende glühend beneiden würden! Haben Sie auch ein wenig mehr Vertrauen zu sich selbst! Mit 40 Jahren ist man noch nicht so alt, daß man nichts mehr leisten könnte. Unter Verbitterung leidet derjenige am meisten, der verbittert ist; also nicht immer vergleichen mit jenen, die es besser haben, sondern auch mit den vielen, denen es schlechter geht!

Eine Mutter. Ich muß darauf verzichten, Einzelheiten Ihres Briefes wiederzugeben, aber Ihre aus Herzengnot gerichtete Anfrage soll dennoch nicht unbeantwortet bleiben.

Es kann keinen Zweifel geben, daß Sie verpflichtet sind, Ihrem in der Ehe geborenen, heute 25jährigen Sohn mitzuteilen, daß er noch einen Bruder hat, dessen Existenz der ganzen Familie bis jetzt

verborgen wurde. Ganz abgesehen von jeder moralischen Frage müssen Sie sich klar sein, daß der Sohn es eines Tages doch einmal erfahren würde, zumindest nach dem Tode seiner Eltern bei Regelung der Erbschaft. Wie schroff wird die Wahrheit dann wirken, wenn weder Mutter noch Vater ein erklärendes Wort mehr dazu sagen können! Aber noch etwas müßte bei der Beurteilung des Konflikts entscheidend ins Gewicht fallen: Sie machen sich soviel Sorgen um den zweiten Sohn, sind mit aller Liebe und Sorge um seine Herzengruhe bedacht — warum denken Sie nicht in gleicher mütterlicher Güte an den Erstgeborenen, der schon dadurch benachteiligt wurde, daß für ihn kein Elternhaus, keine treue elterliche Führung gab, wie sie allein und im vollen Maße seinem Bruder zuteil wurde? Dieser junge Mensch steht nun ohne jede Familienbindung da; er weiß, daß er einen Bruder hat, daß man ihn selber verborgen hat, und ganz gewiß ist in ihm wie in jedem Menschen das Bedürfnis nach Zusammengehörigkeit, nach Anteilnahme derjenigen, die ihm die Nächsten sein sollten. Übersehen Sie nicht, daß Ihr Verhalten einen Menschen zerstören kann, weil es in seinem Herzen die Fähigkeit zu lieben töten könnte, weil dieser Mensch dem Hass preisgegeben wird. In seinen tiefsten Gefühlen verletzt und enttäuscht werden — das bedeutet Gefahr, den moralischen Halt zu verlieren. Wer sich mit Unrecht ausgestoßen fühlt, wird leicht wirklich zum Ausgestoßenen, der Gesetz und Recht verachtet. — Am richtigsten wäre es, wenn Sie selber die Kraft nicht haben, daß Ihr Mann mit dem Sohn spricht.

D. S. Sie sind seit drei Jahren verheiratet und mit einem andern jungen Ehepaar innig befreundet. In der letzten Zeit haben Sie den Eindruck, daß sich Ihr Mann allzu sehr um die Gunst der Freundin bemüht.

Es ist erfreulich, mit welch ruhiger Tapferkeit Sie der Gefahr ins Auge sehen. Auch Ihre Freundin scheint eine verträumte, ehrliche Frau zu sein; da wäre es doch das beste, Sie zwei Frauen schlossen eine Art Geheimbund und schränkten das dauernde Beisammensein etwas ein, ohne daß eine „Affäre“ daraus gemacht wird. Eine große Freundschaft zu vier ist meistens nur dann möglich, wenn wenigstens ein guter „Régisseur“ dabei ist, der die Fäden mit Takt und Klugheit in der Hand hat.

Sizilien. Ihr Brief eignet sich nicht zur Veröffentlichung. — Wenn es auch an sich durchaus zu wünschen wäre, daß Sie aus der schiefen und peinlichen Lage herauskommen, so müssen Sie sich doch vor Augen halten, wie schwer es augenblicklich ist, Einstellung zu finden, und ich rate Ihnen, keinen voreiligen Schritt zu tun, ehe Sie nicht eine neue Existenz gefüchtet vor Augen sehen. Dies vor allen Dingen auch im Interesse Ihres Kindes. Ihre Fragen nach den juristischen Verpflichtungen kann Ihnen nur eine Stelle beantworten, die mit den Landesverhältnissen vertraut ist. Sie müßten sich bei dem für Sie zuständigen Konsulat erkundigen. Wegen Unterbringung Ihres Kindes wenden Sie sich am besten an Ihre Heimatbehörde, an die Gemeinde, aus der Sie gebürtig sind. Auf die Einstellungsfähigkeit können Sie erst dann gehen, wenn die Unterkunft Ihres Kindes geregelt ist. Das wären also die ersten Schritte, die Sie tun müßten, um aus der unwürdigen Lage herauszukommen. Auch an die für Sie zuständige Bormannschaftsbehörde Ihrer Heimat können Sie sich wenden. Wenn Ihnen noch etwas unklar ist, so schreiben Sie mir ruhig noch einmal! Ich verstehe, daß es Ihnen in Ihrer Einsamkeit und ohne jede Möglichkeit der Aussprache doppelt schwer wird, den Mut nicht zu verlieren. Trotzdem dürfen Sie nicht alle Hoffnung aufgeben!

In der nächsten Nummer bringen wir:

Schneesturm im Fels
Ein Erlebnis von Otto Ehrhardt-Dachau

Sind Sie musikalisch?
Ein Aufsatz von Dr. Karl Wörner

Hildebrands Teiche
Eine Erzählung von Maria Martha Lehnert
Mit Zeichnungen von Friedrich Windler-Tannenberg

Beide Romane in Fortsetzungen

Der Raum um die Frau

Eine lustige illustrierte Gegenüberstellung von Einst und Jetzt von Dr. Otto Schneider

Küche: Leckere Sämtchen

Mode: Das Abendkleid wird angebaut
Neue Blusen gefällig?

Haushalt: Neuerungen

Theater und Film

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal. Überall erhältlich! Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich. Ausgabe B (mit Verzierung) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Bestellgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Preiszettel darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-seitige Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Rabatt nach Tarif Annahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Scherl G. m. b. H. Hauptchriftleitung: Heinz Amelung in Berlin. Zu Österreich für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Wien, Domgasse 4. Für den Anzeigenanteil verantwortlich: A. Pienak, Berlin. Nachdruck verboten. — Sämtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einsendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmertrasse 35-41. — Sprechstelle der Schriftleitung (Eingang im Neubau Kochstrasse) nur Dienstage bis Achteck 11-1 Uhr. Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl G. m. b. H., Berlin).

Die Gartenlaube

Berlin, 5. Januar



Begründet 1853

Nr. 1

ILLUSTRERTE FAMILIENBLATT

1933



Nun geht die Reise los!

Zeichnung für die „Gartenlaube“ von Prof. Klaus Richter

Zum 80. Jahrgang DER „GARTENLAUBE“

Schon wieder kann die „Gartenlaube“ ein Jubiläum begehen; denn wenn jemand in sein achtzigstes Lebensjahr eintritt, ist das gewiß schon ein Grund zum Feiern. Wenn aber die Jubilarin sich und andern durchaus nicht alt und verbraucht vorkommt, sondern frisch und lebendig und anregend wie je, nicht verjüngt, sondern wahrhaft jung — dann darf man ihr erst recht bewundernd gratulieren und ihr zutrauen, daß sie nicht leere Versprechungen abgibt, sondern auch hält, was sie in Aussicht stellt.

O nein, von Altern will das Geburtstagskind nichts wissen — es hat sich sogar zu seinem Ehrentag neu eingerichtet und neu gekleidet und hofft, in diesem modernen Gewande seinen unzähligen Freunden und Freundinnen noch besser als bisher zu gefallen und den stattlichen Kreis seiner Verehrer noch beträchtlich zu vergrößern. Alle sollen sich in der „Gartenlaube“ zu Hause fühlen.

Als wir den 75. Jahrgang der „Gartenlaube“ mit einem Rückblick auf das, was sie bisher geleistet, und mit einer Borschau auf das, was sie ihren Lesern zu bringen gedachte, eröffneten, da betonten wir hier, daß es uns weder in den Sinn kommen könnte, das Zurückliegende zu verleugnen, noch auch, es zum Maßstab für alle Zukunft zu machen. Überzeugt, daß unser Familienblatt gute Arbeit für unser Volk getan habe, galt es uns doch als selbstverständliche Pflicht, mit der Zeit voranzuschreiten und neuen Zielen, die sich vor uns auftaten, mit offenen Augen entgegenzuschauen, ihnen energisch zuzustreben. Wenn ein oft angeführtes Bibelwort „achtzig Jahre“ als die Höchstgrenze des menschlichen Lebens bezeichnet, so kann diese Zahl doch nicht ohne weiteres auf menschliche Einrichtungen übertragen werden, deren Gültigkeit und Wirkung weit über die Spanne eines Einzeldaseins hinausweisen, bei denen jeder Nachfolger auf den Schultern seines Vorgängers steht und nicht nur das Recht, sondern die Pflicht des weiteren Blickes hat. Ernst Keil und die Männer, die er in seinen Unternehmungen an die rechte Stelle zu setzen wußte, waren für ihre Zeit kühne Neuerer und haben als mutige Ideenträger Zukunftssaat gesät, wenn sie z. B. auf den naturwissenschaftlichen Fachgebieten mit zähem Eifer an der Popularisierung der damals neu auftauchenden Erkenntnisse arbeiteten oder auf politischem Felde die freiheitlichen und zugleich von vaterländischem Geist beseelten Gedanken der neuen Zeit in die weitesten Kreise trugen. Aber was in ihrer Wirklichkeit damals neu und höchst verdienstvoll war, ist im Verlauf der acht vergessenen Jahrzehnte ein allgemeiner und längst gesicherter Volksbesitz geworden, zum Teil auch als zeitbedingter Irrtum erkannt und überholt worden. An seine Stelle sind neue, unerbittliche Zeitsforderungen getreten, und es ist durchaus im Sinne der damaligen Führer des geistigen Deutschlands, wenn wir den harten Forderungen der Gegenwart gerecht zu werden uns alle Mühe geben. Das heißt nicht, neuen Wein

in alte Schläuche füllen, die er sprengen würde, sondern die bewährte Form mit neuem, frischem Inhalt versehen.

Ein alter deutscher Spruch schwiebt uns vor, den wir bei dieser Jahreswende an die Spitze der sich immerdar erneuernden und verjüngenden „Gartenlaube“ setzen möchten:

„Dem Neuen treu,
Und im Alten auch neu:
Diesen Wahlspruch der Welt
Hab' auch ich mir gestellt!“

Unsere Leser wissen, daß die Schriftleitung der „Gartenlaube“ seit Jahren bestrebt gewesen ist, den Inhalt und die äußere Gestalt ihres Blattes diesen Richtlinien anzupassen. Besonders lebhafte Zustimmung haben wir gefunden mit unseren Rubriken „Vom Ohr zum Herzen“ und „Berufsberatung“, die einen engen persönlichen Gedankenauftausch und ein wundervolles Vertrauensverhältnis vermitteln. Auf diesen anregenden Zusammenhang legen wir den größten Wert. Deshalb werden wir der immer stärker in Anspruch genommenen Beratung in geistigen und seelischen Nöten wie auch den Auskünften und Auffäßen über Berufsausbildung und -betätigung noch mehr Raum gewähren.

Nicht weniger großen Beifall hat uns der zweite Roman eingetragen, der in der Hauptsache Dokumentarisches zur Zeitgeschichte und zur modernen Lebensgestaltung in künstlerisch erzählender Form enthielt. Mit Fritz Rostoslys „Pfröpfschen“ setzen wir diese Reihe fort, und wir wollen schon verraten, daß auch Paula Koenig, die Verfasserin der köstlichen Erzählung „Marianne hat Kinder“, wieder zu Worte kommen soll. Daneben wird in erweiterter Form ein Hauptanzenmerk auf die eigentlichsten Gebiete der Frau gerichtet sein: auf Kindererziehung und Gesundheitspflege, auf zeitsparende Haushaltsführung und Küche, auf Mode, Handarbeit und Schneiderei, meist mit instruktiven Aufnahmen, aber auch in Form von kurzen Winken und Ratschlägen. Über die wichtigsten Neuaufführungen von Film- und Theaterstücken werden wir in Bildern und Berichten dauernd auf dem Laufenden halten, auch dem Rundfunkhörer und -bastler mit praktischem Rat ständig zur Seite stehen.

Schon seit mehreren Monaten sind wir dazu übergegangen, unsere Zeitschrift ganz in Kupferstichdruck herzustellen, der den Vorzug hat, daß man die Bilder klarer und künstlerisch wirkungsvoller wiedergeben kann. Wir hoffen und sind überzeugt, daß unsere Leser in den Blättern der „Gartenlaube“ das ernste Bestreben erkennen und zu würdigen wissen, nur Vollwertigem und nach Form und Inhalt Gediegenem den Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen. Dies wird auch in Zukunft die Richtschnur für die Beiträge sein, die wir veröffentlichen. Neben den altbewährten Mitarbeitern sind die Spalten der nunmehr achtzigjährigen „Gartenlaube“ jedem frischen und echten jungen Talent stets weit geöffnet.



Jeder Leser der „Gartenlaube“ kann an einer mit dem Abonnement verbundenen Unfall- und Sterbegeld-Versicherung teilnehmen. Gegen einen wöchentlichen Zuschlag von 10 Pfennig werden hohe Versicherungsleistungen geboten. Ehegatte und Kinder von 6 bis 16 Jahren sind ohne weiteres mitversichert. Einzelheiten teilen wir auf Wunsch gern mit.

Verlag und Schriftleitung der „Gartenlaube“



Ein prächtiges Stadtbild: Das alte, von Mauern umringte Segovia. Rechts das hochgelegene maurische Schloß. Im Hintergrund der riesenhafte Bau der Kathedrale vor den Bergzügen der Sierra de Guadarrama

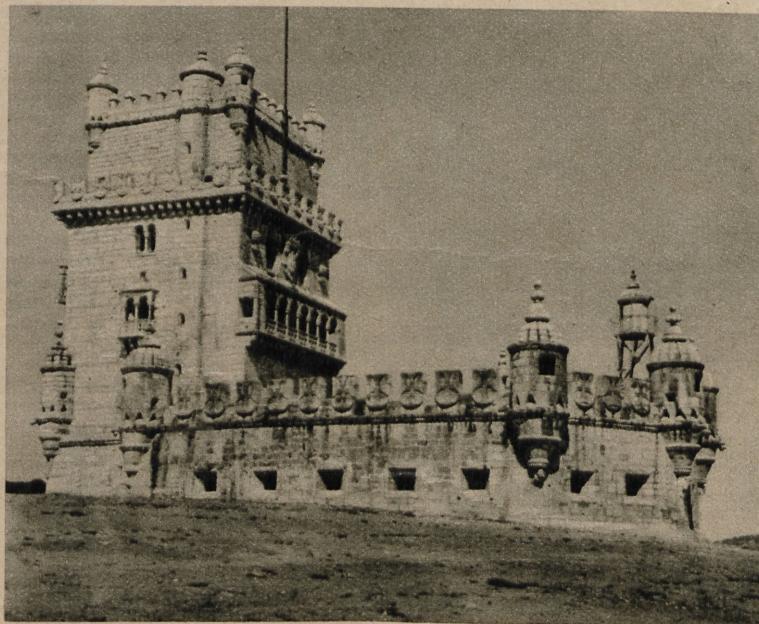
SIEGFRIED SCHÜTZE:

37000 Kilometer auf dem Fahrrad

BEGINN EINER WELTREISE IN SPANIEN UND NORDAFRIKA

Wir beginnen in diesem Heft mit der Veröffentlichung der Reiseberichte eines echten Berliner Jungen, der vom Frühjahr 1927 ab auf seinem Fahrrad eine Reise durch Spanien, Nordafrika und ganz Südamerika unternahm. Siegfried Schütze war früher Rennfahrer, hatte aber nach seinem Sieg in dem Rennen „Rund um Berlin 1926“ infolge einer rheumatischen Erkrankung seinen Beruf aufgeben müssen. Verhöhnt von seinen Kameraden, die an weitere Erfolge nicht glaubten, wollte er ihnen sein sportliches Können auf eine noch eindrücklichere Art beweisen und machte sich deshalb mit nur 7 kg Gepäck auf seine Weltreise. Das schwierigste Problem, die Finanzierung, löste er durch den Verkauf von Postkarten und durch Vorträge. Seine einfache, streng vegetarische Lebensweise bewahrte ihn vor Malaria und Fleber. Als Ausbeute brachte er eine Fülle der prächtigsten Aufnahmen mit, von denen wir die schönsten in den Beiträgen veröffentlichen werden.

Die Schriftleitung



Gotischer Torturm aus dem 15. Jahrhundert (Lissabon)

Die Winde brausten am Golf von Biskaya, und über die Brücke von San Sebastian stürmten die Wellen. Hin und wieder blinkte von einer blauen Himmelsinsel spärlich die Sonne. Der Sturm segte kalte Regenschauer durch die blanken Straßen der Stadt ... Dies also — fragte ich mich — dies war Spaniens „sonniger Süden“? Nein: Barcelona, Valencia, die Küste des Mittelmeers müsse man auffischen, hatte ich oft von den gastfreundlichen Basen gehörte; denn dort fände man ein wärmeres Klima, während hier, im nördlichen Nordspanien, der Winter sich durch eine lange Regenzeit bemerkbar mache.

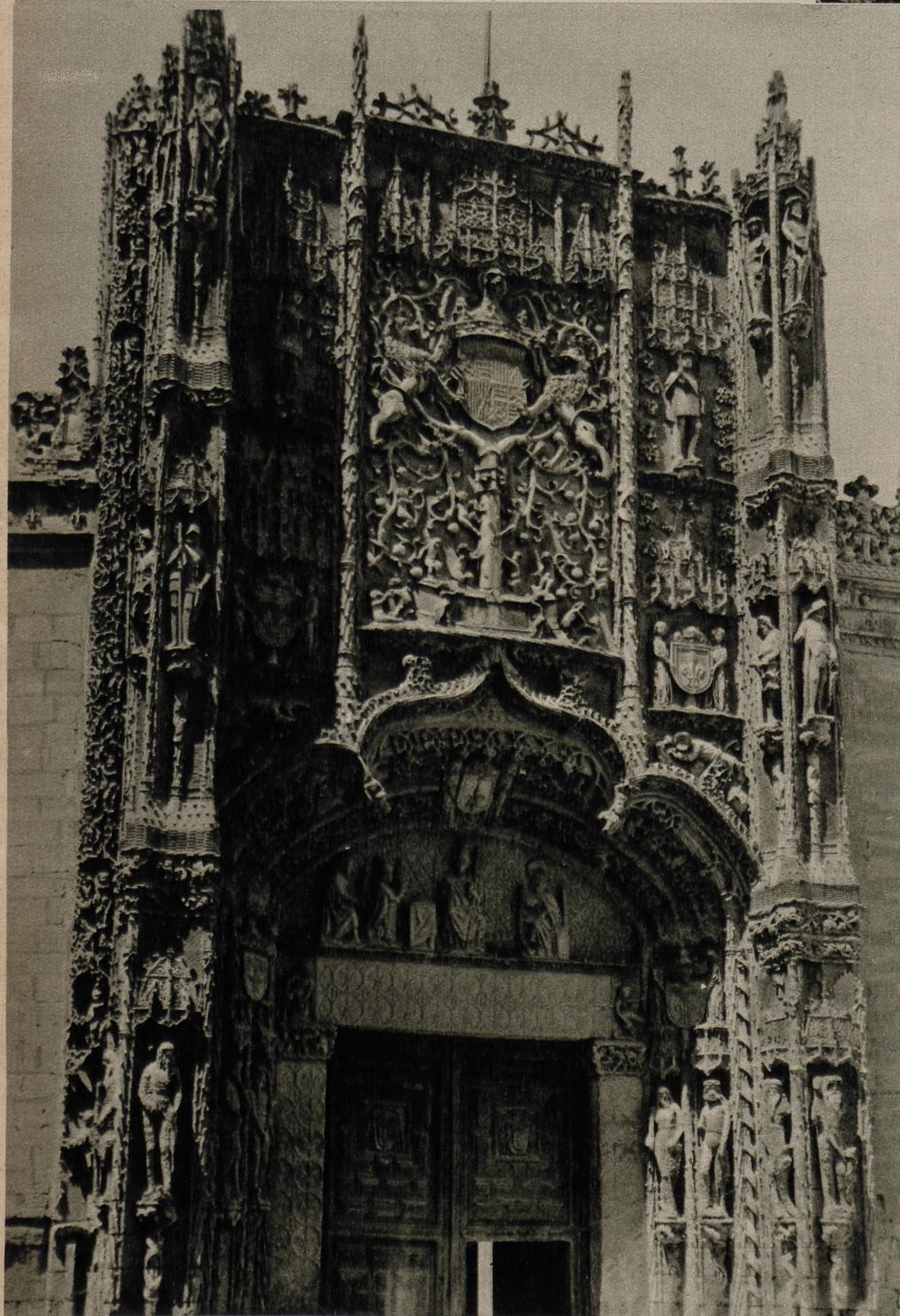
Wie schwer fallen einem Fremden die ersten vier Wochen in einem neuen

Landes und einer neuen Sprache! Da ich des Spanischen noch nicht mächtig war, gab es Schwierigkeit über Schwierigkeit, mich den Leuten verständlich zu machen. Doch das Glück war mir auch hier wieder hold: Das Zusammentreffen mit ein paar deutschfreundlich gesinnten baskischen Sportsleuten, deren Einladung ich gern annahm, vermittelte mir in San Sebastian die Bekanntschaft mit dem Leiter einer Rennfahrerorganisation. Ich wurde für ein Hometrainerrennen verpflichtet, bei dem ich unter anderen gegen den Meister Montero antreten sollte. Da diese Veranstaltung für den kommenden Sonntag vorgesehen war, so bot sich mir Gelegenheit, eine Woche kostenlos im Hotel zu wohnen und die freie Zeit zur Erlernung der Anfangsgründe des Spanischen zu nutzen. Natürlich aber vernachlässigte ich auch meine Trainingsvorbereitungen nicht, um mich gegen meine Konkurrenten gut einzufahren.

Hell flutete das Licht durch die große Sporthalle. Tausende von Zu-



Altrömische Wasserleitung bei Teruel (Prov. Aragonien)



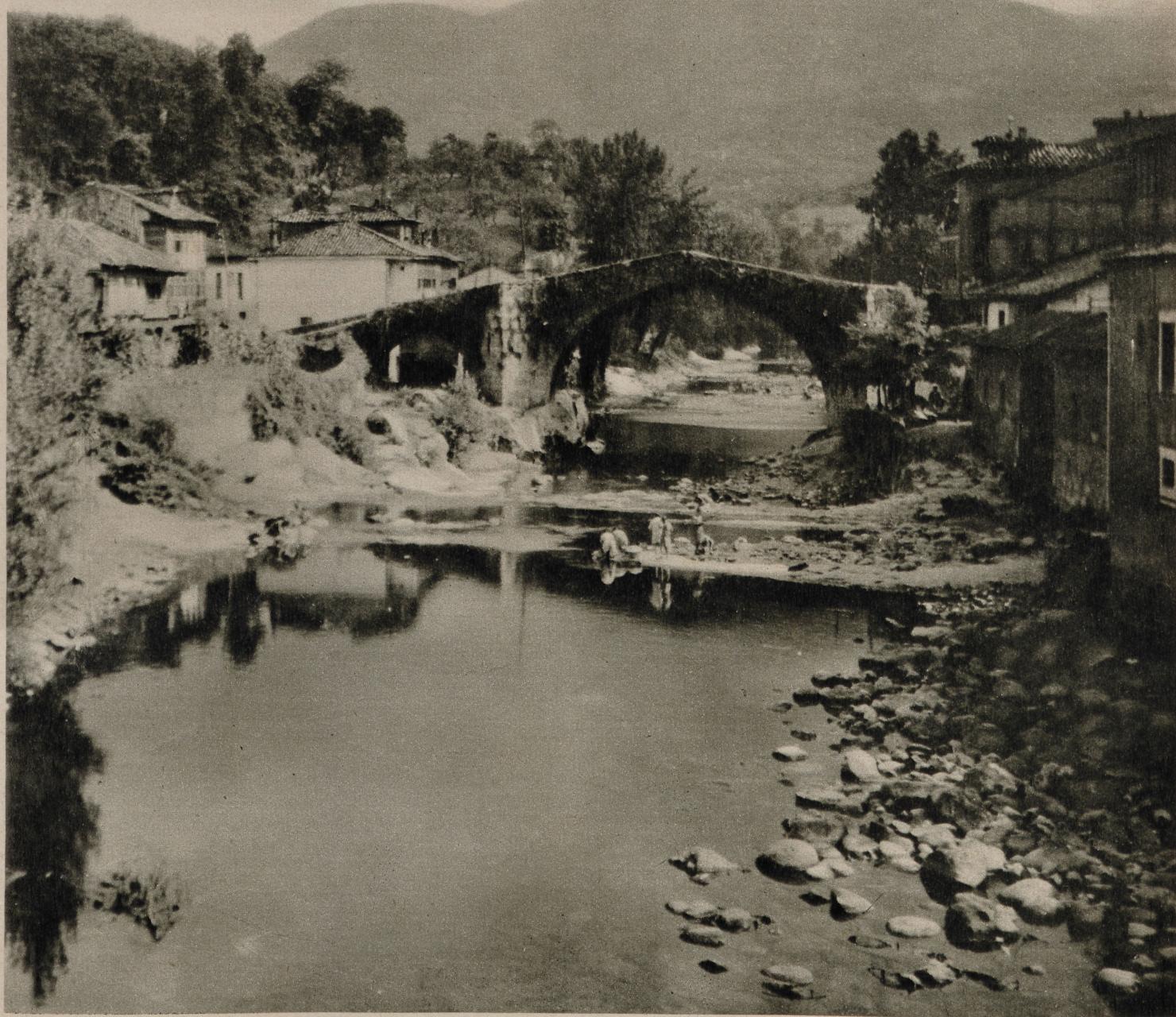
Ein Meisterstück spanischer Hochrenaissance: Das Portal des Klosterhofes San Pablo in Valladolid

schauern verfolgten den Dreiländerkampf der Pedalritter Frankreichs, Spaniens und Deutschlands. Bei dem ersten Sechs-Kilometer-Spurt stürzte der Spanier auf seiner schwer zu fahrenden Hometrainermaschine, und ich blieb Sieger. Aber beim folgenden Spurt über ein Kilometer wurde ich um etwa zwei Zentimeter von dem Spanier geschlagen. Lautes Jubeln und Johlen von den Zuschauerbühnen: Die Basken gebärdeten sich vor Freude wie toll, stampften mit den Füßen und Klatschten laut in die Hände, um den Erfolg der einheimischen Farben zu feiern. Nun — das brauchte mich, ebenso wenig wie der Verlust des für diesen Spurt ausgesetzten Preises, nicht in Misstimmung zu bringen.

Nach Beendigung der Veranstaltung rüstete ich mich in meinem Hotel für die Weiterreise des nächsten Tages. Wenigstens hatte ich den Vorteil gehabt, für eine Woche der schwierigen Quartiersuche enthoben gewesen zu sein, und hatte überdies fleißig Spanisch gelernt. So verließ ich denn San Sebastian, um dem sonnigeren Landesteil nahe dem Mittelmeer zuzustreben.

Die spanischen Landjäger — mit ihren in der Sonne blitzenden Säbeln, ihren großen Flügelhelmen und dem Gewehr überm Rücken — sahen recht beängstigend aus. Ihnen oblag der Straßendienst. Wenn ich an ihnen vorbeiradelte, dann winkten sie mir zu, erkundigten sich, woher ich käme und wohin ich wollte. Dabei erfuhrn sie, daß ich Deutscher war, und wurden alsbald sehr liebenswürdig, schlugen sich an die Brust und beteuerten: „Wir Spanier sind Freunde der Deutschen!“ Oft auch geschah es, daß die heilige Hermandad, statt meinen Ausweis zu prüfen, mich in ein Weinlokal einlud, wo wir dann mitsammen auf die spanisch-deutsche Annäherung anstießen.

Die Chausseen hierzulande waren leider sehr rückständig und in übelster Verfassung. Einmal, auf der Hauptverkehrsstraße von Saragossa nach Barcelona, glaubte ich, auf einem breiten, staubigen Feldweg dahinzuradeln; denn die Wagenspuren waren tief eingegraben, und man hatte losen Sand und Flussteine aufgeschüttet. Ratterte ein Auto vor-



Im Kantabrischen Gebirge (Nordspanien). Typische, alte Steinbogenbrücke

über, so war ich minutenlang in eine Staubwolke eingehüllt und nachher weiß, wie aus einem Mehlsack gezogen.

Allmählich stieg meine Straße in Serpentinen immer höher in die Berge, bis die grüne Ebene des Ebrotals meinen Augen entchwand. Jetzt bot sich meinem Blick eine romantische Gebirgslandschaft dar, dergleichen ich in meinem Leben nie gesehen: kahl und öde, weder Baum noch Strauch, höchst selten einmal die Ruine eines ehemaligen Bauernhauses. Wenn nicht wenigstens die Schafe lärgliches Gras und Kraut zwischen den Felspartien fänden, so hätte den Fremden dieses seltsame Panorama wie eine Mondlandschaft anmuten müssen. Hin und wieder begegnete mir ein schwerbeladener zweirädriger Karren mit einer Plane als Dach, dem oft fünf bis sechs Maultiere hintereinander und ein Esel zur Führung vorgespannt waren. Der Kutscher schlief zumeist auf dem Bock ein Weinräuschchen aus, oder er sang seine wehmütigen landesüblichen Lieder.

Auf der Weiterfahrt überquerte ich die Teufelsbrücke bei Tar-

agona, einen noch aus der Römerzeit stammenden Aquädukt. Die riesigen Quadersteine dieses altägyptischen Doppelbrückenbauwerks trogen nun schon jahrtausendelang den Witterungseinflüssen der Zeit. Ein ähnliches kulturhistorisches Baudenkmal der Römer fand ich in der von Mauern und Türmen umgürteten Stadt Teruel in der Provinz Aragonien.

So kam ich denn nun nach dem zinnengekrönten Valencia, der Stadt des ewigen Frühlings, wo unter der Sonne des Südens die mannigfältigsten Früchte reifen, Blumen duften und glutäugige Frauen leben. Wie herrlich für mich Nordländer, hier, in der üppig grünenden Landschaft der Apfelsinenplantagen, die Blutorangen und goldgelben Zitronen frisch vom Baum zu genießen! Auch auf der Weiterfahrt hielt ich mich gern an vegetarische Kost und an die Vegetarier selbst. Von jedem konnte man lernen, und jeder war ein geschulter Ernährungswissenschaftler. Ich ließ mich überzeugen, und damit begann für mich ein neuer Lebensabschnitt. Es gab kein umständliches



Mit prächtiger Stuckarbeit verziertes Tor einer Arabermoschee in Tetuan (Marokko)



In den alttümlichen Mauernischen der Gassen Tetuans sitzen, in schmutzige Lumpen gehüllte, arabische Bettler



Rechts: Arabischer Trödelhändler in Tetuan

Fleischlochen mehr, was mir bislang kostbare Zeit geraubt hatte. In dieser neu gewonnenen Zeit konnte ich mich nun am Meerestrand unter einen Baum legen, konnte baden und mich an den wohlschmeckenden Früchten laben, zu denen ich Vollkornbrot und Nüsse aß. Auch die spanische Hitze tat mir bei solcher Lebensweise keinen Schaden mehr, und zum Radfahren hatte ich zähre Ausdauer und kam rascher von Ort zu Ort. Mein bisheriger Tröster in traurigen Stunden, die Tabakspfeife, war ebenfalls nicht mehr nötig. Ein Sonnenbad stimmte mich fröhlicher als je zuvor. Ich lehnte von nun an jeden Rotwein ab. Viel freier und sorgloser reiste ich jetzt; denn die Körperkräfte schienen durch den Genuss der Früchte zuzunehmen.

Von Spanien aus wechselte ich nach Nordafrika hinüber. Doch in diesem dunklen Erdteil erging es mir nicht so sonnig. In Tetuan traf ich einen Wiener Radfahrer. Wir schlossen Freundschaft, und bis auf das Rauchen lebte der neue Reisegefährte einträglich mit mir.

Nach vierwöchiger gemeinsamer Fahrt durch Marokko kamen wir durch die französische Kolonie Algerien. Unsren Lebensunterhalt verdienten wir uns durch den Verkauf von Broschüren und Photographien über meine Radweltreise. In einem algerischen Dorf — wir pflegten uns in diese Arbeit des Broschürenverkaufens zu teilen — geriet ich in ein Restaurant, in dem sich angeheizte Fußballspieler befanden. Anfangs kauften ihrer einige von mir, bis plötzlich einer meine Broschüre zerriss und den anderen zurief: „Das ist ja ein Deutscher! Dem kauft ihr noch eine Karte ab?“ Empört über diese Ungehörigkeit hätte ich mich am liebsten auf den mich häßlich anblickenden Franzosen gestürzt, doch die Überzahl der anderen mahnte mich zur Vernunft. Ich verließ das Restaurant und schilderte, am Ende des Ortes angelangt, meinem Kameraden den Vorfall. Ein paar Kilometer hatten wir uns schon von dem Dorf entfernt, da überholte uns ein großes Lastauto, besetzt mit den grölenden Fußballspielern. Unerwartet sprang einer von ihnen herunter, um mir mit ausgebreiteten Armen die Durchfahrt zu versperren. Er verlangte von mir eine Broschüre, und ich erkannte in ihm denselben, der mir vor kurzem so barsch entgegentreten war. Ich verweigerte ihm deshalb die Aushändigung einer neuen Broschüre; da wurde er handgreiflich, doch ich warf ihn

in der Gegenwehr zu Boden. Wie auf Kommando stürzten sich nun die übrigen Kerle auf mich. Mein Begleiter stand ratlos beiseite, indes ich mich verzweifelt zur Wehr setzte. Aber auf die Dauer hätte ich natürlich nicht standhalten können. Einige des Weges kommende Privatautos waren meine Retter.

Nach einigen Tagen dann trennte ich mich von meinem Reisegenossen, der mich in der Gefahr so schnöde im Stich gelassen hatte, und kam allein in die Hauptstadt Algier. Mit der Behörde hatte ich große Schwierigkeiten wegen Verlängerung meines Einreisevisums. Mit der Begründung, man dulde hier keine Globetrotter, am wenigsten Deutsche, die durch das Land führen, photographierten und Broschüren verkaufen, verlangte man von mir, ich solle mit dem nächsten Schiff Algerien verlassen. Aber mein Reiseplan stand fest: Ich wollte zunächst möglichst schnell mit dem Rad in das Gebiet von Tunis gelangen. Doch der algerische Obergouverneur hatte in der Amtszeitung

schon den Landesverweis bekanntgegeben, und in einem Gebirgsstädtchen griff mich die Polizei auf und beschlagnahmte meine Broschüren und Papiere mit dem Bemerkten, daß sie dem Obergouverneur nach Algier eingeschickt werden sollten und daß ich dorthin zurückzufahren hätte. Da blieb mir nichts anderes übrig, als mich zu fügen. Beim Obergouverneur erhielt ich den Landesverweis. Mein Reisepaß wurde mir erst wieder eingehändigt, nachdem ich die Schiffskarte nach Frankreich vorgelegt.

In der dritten Klasse des Übersahrt dampfers gab es keine Kabinen. Also lagen wir über Nacht alle an Deck. Wind sprang auf, das Meer wurde stürmisch, und die Seekrankheit setzte uns übel zu. Bei den heftigen Schlingerbewegungen des Schiffs torkelten die Araber hin und her oder lagen, zusammengepfercht, wie die Tiere, am Boden. Aber es galt, durchzuhalten. Und in dieser Sturmacht entstand in mir der Plan zur Übersahrt ins Land der Freiheit: nach Südamerika.

Novelle von

Vom Großen Welt her rast der Nordwind in die Kieler Bucht. Graue Wolken, grüne Wogen, gelbe Segel jagt er vor sich her. In die Segel stößt er seine Fäuste, daß sie sich blähen und hohl werden und nichts als seine Handschuhe sind; wenn es ihm einfällt, zerreißt er sie.

Die Fenster des Krankenzimmers am Markt sind fest geschlossen. Aber der Dreißigjährige im Bett weiß wohl, daß der Wind des Todes zu ihm hereinfinden wird. Es sind viele um ihn besorgt, die dem wehren wollen — so viele, als wäre der Sterbende der Herr dieses Hauses, in dem er doch fremd ist wie in dieser Stadt. Aber freilich ist es ein Besonderer, der hier vergehen soll. Seine Lieder singen sie hier in Kiel, und in Stettin, woher er eben kam, und zu Haus im Flachland, und in der weiten, fremden Welt singen sie seine Lieder.

Nun jedoch, an diesem zwanzigsten April des Jahres achtzehnhundertneunundsechzig, ist Schluß mit dem Niedermachen. Wohl greifen die fiebrigen Hände noch Akkorde, aber sie finden keine Tasten, sie können nur noch die Decke des Bettes zerknüllen. Wohl rauscht in seinen Ohren seine Melodie von Odins Meeresritt, aber der Nordsturm ist es, der sie singt, der Nordsturm, dem er sie einst abgelauscht hat dahheim in Stettin.

In Stettin . . . Karl Loewe, der nun in der Fremde sterben soll, denkt hin nach Stettin, nach dem kleinen Haus neben der großen Kirche. Es ist doch alles geregelt . . ? Die Überführung, der Grabplatz . . ? Jawohl, es ist alles geregelt. Ihm ist das so wichtig, so seltsam wichtig. Er hat jetzt ein grob kantiges Bauerngesicht, wie es alle seine Vorfahren hatten in Löbejün. Er hat das bärische Bedürfnis, das Seine in Ordnung zurückzulassen, nun er nicht mehr ackern wird. Gewiß, er hat keinen Weizen gefäst und keinen Roggen, nur ein paar Melodien sind gewachsen unter seinen schaffenden Händen, die aber sind gute, kernige Frucht. Da ist das Lied von der Uhr, das er selbst nicht leiden kann, und das das Volk am liebsten hat, da weint und lacht der Röck, da naht der Leichenzug der Schäferin, die sie so süß begraben, da ist Herrn Edwards rotes Schwert und Herr Oluf, dem Erlkönigs Tochter die Hand aufs Herz legte — und das alles ist im Sturm vor den Fenstern — oder ist es doch seine Orgel in der Johanniskirche zu Stettin, die da singt. . ? Seltsam, fällt's ihm bestinnlich ein, seltsam, wie oft er den Tod besungen hat, und nun ist er da, der selbstverständliche Tod des Dreißigjährigen. . .

Wenn sie ihn zu Grabe tragen dort in Stettin, dann werden sie wohl auch eines seiner Lieder singen. Sein Chor wird es singen, seine Orgel wird es spielen, ihm werden sie es spielen und singen, und er wird es nicht mehr hören. Und ein jäher Schreck fällt plötzlich in ihn ein, ein seltsam irdischer Schreck: Wird es — wird es gut gesungen werden . . ? Mein Gott, er hat so lange nicht mehr mit dem Chor geübt . .

Und nun erst, aus dieser Berufssorge heraus, verläßt ihn die Ergebung in das Nahe, das Notwendige, das Selbstverständliche. Heiße Angst überfällt ihn. Soll er denn nie wieder stehen

Gerhart Hermann Mostar

Das Herz in der Orgel

auf der Empore vor seinem Chor, nie wieder Klang werden hören, was seine Hand schrieb? Soll nie wieder seine Hand ein Register ziehen, die Tasten bewegen, der gewaltige Donner der viertausend Pfeifen über ihn wegbrausen, der geduckt über dem Manual sitzt und lauscht, ob die Gemeinde recht und kräftig einfällt? Er weiß jäh: Das kann er nicht lassen. Er ist ein gläubiger Mensch, er glaubt fest, daß namenlos Herrliches ihn erwartet hinter dem dunklen Tor, aber das kann er nicht verlassen. Er muß hier unten bleiben, er muß hören, was sie singen, muß mitzittern mit der Ergriffenheit ihrer Stimmen. Er hebt die schwache, mühsam geballte, greisenhaft weiße Faust gegen den Sturm da draußen. Ich lasse mich nicht verwehen von dir. Ich wehre mich!! Der oben soll ein Wunder tun. Ich habe den Sinn seiner Welt gesungen, es ist an ihm, ihn zu wahren.

Er hat die Worte geslüstert, drüben im Nebenzimmer haben sie es nicht gehört, der Sturm ist lauter. Aber jetzt, mit einem, kommen sie herein: „Was ist . . ?“ Er sieht sie an, wirr, fremd. Weist zum Fenster: „Der Sturm . . .“ Da sagen sie sanft: „Aber es weht ja gar nicht mehr!“

Er blickt, lauscht zum Fenster. Wirklich, sie haben ja recht: Es stürmt nicht mehr . . Nur ein lindes, sanftes Säuseln ist vor dem Fenster. Heißt es nicht in der Bibel irgendwo, daß in solchem sanften, lindem Säuseln — Gott ist. . ? Ist das das Wunder. . ? Soll er leben. . ?

Er lächelt. Er sieht sich wieder sitzen vor seiner Orgel. Stehen vor seinem Chor. Aber siehe da: er kann die Hände nicht heben, um den Einsatz zu geben. Seine Finger haben die Kraft nicht mehr, die Register zu ziehen, die Tasten zu senken. Er lebt, lebt weiter, aber seine Kraft ist dahin, er ist dennoch tot. Nein, es soll, es darf nicht Fremdheit sein zwischen ihm und seiner Orgel! Wenn er sie nicht mehr regieren kann, wenn die Taubheit des Unvermögens sein soll zwischen ihr und ihm — dann will er lieber eines mit ihr sein, ganz eins.

Karl Loewe beginnt wieder zu lächeln. Ganz leicht, ganz heimlich. Er winkt mit matter Hand dem Sturm zu, der vergangen ist; der Wink sagt: „Ich habe dich vertrieben, aber es ist unrecht von mir; du hastest doch recht, Tod.“ Und dann läßt der Sterbende sich ein Blatt Papier geben. Mit seiner leichten, zitternden Kraft schreibt er einen letzten, einfältigen und schönen Willen darauf. Sie lesen es und nicken lächelnd . .

Dann sind da in seinem Ohr noch einmal ein paar Klänge: Schäferin, wie haben sie dich so süß begraben . . . Da lag Herr Oluf, und er war tot . . . Sie blieb von selber stehen . .

Und dann ist Friede, lächelnder Friede.

Aber seinen letzten Willen haben sie erfüllt in all seiner Einfalt und Schönheit. Sie haben das Herz Karl Loewes in eine Urne getan und die Urne eingebaut in die Orgel der Johanniskirche zu Stettin. Und wenn die Empore rhythmisch schwingt, dann schwingt auch das tote Herz in der Urne mit, wie es einst mitschwang, als es noch lebte.

Die Teeprobe

Erzählung von Margarete Graf • Mit Zeichnungen von Prof. Paul Scheurich



Farbe war eine vergilbte Visitenkarte befestigt des Herrn „Klaus Mittnacht, Schriftsteller und Dichter“. Der dritte, der an die freundlichweise Gittertür eines schön gepflegten Blumengartens gehetzt war, bedurfte keines Namenschildes. Denn jedes Kind im Städtlein wußte, daß in diesem seinem Hause der Kaufmann Nilius die kargen Müßestunden verbrachte, die ihm der laute Lägesbetrieb seiner Fabrik übrig ließ.

Ein Viertel nach fünf betraten drei Herren das weinumrankte Gartenhaus der Frau Elise Schöntag. Sie begrüßten sich mit einem Lächeln auf den Lippen wie alte Freunde, aber sie betrachteten sich dabei mit einem dunklen Glimmern im Blick wie alte Feinde. Denn keiner von ihnen erhoffte sich Geringeres, als daß die Frau Elise Schöntag, eine prachtvoll gereiste, weltkluge Frau von Bierzig, heute endlich ihm den Vorzug geben und die beiden anderen für alle Zeiten vor die Tür setzen würde.

Zunächst nahm sie jedoch mit der ganz gleichen Liebenswürdigkeit die Chrysanthemen des Obersten, die Levkojen des Dichters und die Rosen des Kaufmanns entgegen und füllte mit großer Gelassenheit den goldroten Labetrunk in die dünnen Porzellschalen, die der Oberst bei sich verdammt zerbrechliche Eierschalen nannte, der Dichter laut als einen formgewordenen Traum aus dem Fernen Osten pries, und der Kaufmann stumm als geschmackvolle und solide Ware anerkannte.

„Und nun, meine Herren“, sagte die Frau Elise Schöntag mit einem unergründlichen Lächeln in den Augen, „nun wollen wir ein wenig über — die Ehe plaudern. Ich habe da heute ein Buch gelesen — aber ich möchte

Frau Schöntag lädt zu einer „Tasse Tee“, stand auf den goldumrandeten Kürzchen zu lesen, die an einem kühlen, klaren Herbstmorgen in die Tiesen dreier Briefkästen fielen. Über der spiegelblank geputzten Messingklappe des einen prangte der Name des Obersten Krumpka. Unter dem zweiten ein wenig schiefgerutschten Raften von blau-grüner

Ihnen nicht vorgreifen! Was ist also Ihre persönliche Meinung, bitte?“

Der Oberst fühlte sich kraft seines tapferen Handwerks zu einem schneidigen Vorstoß verpflichtet. „Die Ehe, meine Gnädigste, gleicht im allgemeinen einer belagerten Festung: Die heraußen sind, wollen partout hinein, und die drinnen sind, wollen höchstens wieder hinaus. Aber es gibt natürlich gewisse Ausnahmen!“ Er stürzte seinen Tee durch die Gurgel wie ein mittelalterlicher Feldherr den Chrentrunk einer überlisteten Stadt.

Sein Haar ist grauweiß geflekt wie eine schlechtgefaltete Wand, und der eitel aufgedrehte Schnurrbart sticht kohlenschwarz aus dem ledergelben Gesicht wie angeklebt — dieser häfliche alte Mann kann ihr doch unmöglich gefallen? dachte der Dichter erbost und starnte mit gerunzelter Stirn auf seinen Tee, an dessen Oberfläche ein schaumweißes Bierdeck, die „Zuckersee“ schwamm, das er nicht zu zerstören wagte.

„Aber, lieber Freund — Sie trinken ja nicht? Ein köstlicher Trank will heißen genossen sein!“ gemahnte ihn die Hausfrau mit sanftem Vorwurf. Er gehorchte ein wenig gedankenlos — oder gedankenwoll — sogleich ihrem Wunsch. Brachte aber einen Tropfen in die falsche Kehle, räusperte sich verlegen und begann ganz übergangslos zu schwärmen: „Oh, Frau Elisabeth — habe ich Ihnen eigentlich schon einmal die Geschichte vom geborstenen Firmament erzählt?“

Frau Schöntag schüttelte den Kopf. „Ich glaube, es ist die einzige Geschichte, die Sie uns noch nicht erzählt haben! Also?“

„Was die Taoisten sind, die behaupten nämlich, daß sich am Anfang aller Dinge ein tödlicher Kampf abgespielt habe zwischen Geist und Materie, zwischen der Sonne des Himmels und dem Dämon der Finsternis. Der Gott der Nacht unterlag. Aber in seinem Todeskampf rannte er mit seiner gewaltigen Stirn so heftig wider das Himmelsgewölbe, daß der blaue Dom der Luft in tausend Stüde zersprang. Da fielen die Sterne ins Bodenlose, und der Mond wanderte unschlüssig durch die Finsternis seinen Weg. Voll Verzweiflung hieß die Sonne, der „Gelbe Kaiser“, Ausschau nach einem, der die Wunden seines Himmels zu heilen vermöchte. Und alsbald entstieg der See des Ostens die göttliche Nü-kua, von lodernnden Flammen gleich einem Panzer umgeben. Und sie schmolz den zerplissenen Himmel in der Glut ihrer Arme wieder zu einem Guß und fesselte ihn mit dem Banne des vielfarbigsten Regenbogens. Aber Nü-kua hatte dennoch zweier winziger Spalten im Firmament vergessen. Von diesem Tage her röhrt die schmerzhafte Zweifigkeit der Liebe, denn immer sind zwei Menschenseelen auseinander, durch den unendlichen Raum zu wandeln und niemals zu rasten, ehe denn sie durch ihre Vereinigung den klaffenden Spalt des





Ufauwig 32

Himmels ausfüllen. Also, daß jeder verdammt und gesegnet ist durch die Aufgabe, seinen Himmel sich selbst aufs neue kämpfend zu erbauen."

"Was sind eigentlich die Taoisten, und wer ist die göttliche Nü-kua?" fragte der gründliche Nilius.

Der Dichter schwieg verärgert, denn erstens wußte er es selbst nicht, und zweitens verabscheute er reale Gesprächswendungen.

"Nun — und unser Freund Nilius?"

"Meine Herren", sagte der Kaufmann mit entwaffnender Offenheit, "ich habe noch gar nicht darüber nachgedacht. Was ich tue, das pflege ich ganz zu tun. Augenblicklich trinke ich Tee, zweifellos den besten, den es in unserer Stadt gibt. Und solange man Tee trinkt, soll man den Mund halten und weder gallige noch lyrische Weisheiten von sich geben, das beeinträchtigt den Geschmack."

Frau Elisabeth streifte ihn mit einem kurzen, sehr ernsten Blick und beschwichtigte mit einer unnachahmlich schönen Handbewegung den aufkeimenden Ärger der beiden anderen. "Nun, so will ich zum Schluß selbst eine Geschichte erzählen. Sie beginnt mit 'Es war einmal' und endet im hellen Glück wie jedes gute, alte Märchen: Es war einmal ein junger Mann, der gedachte zu freien. Seine Nachbarin hatte drei Töchter, deren jede von Herzen gern dieses friedlichen und tüchtigen Menschen Gefährtin sein wollte. Lange konnte er sich nicht entscheiden, welcher von ihnen wohl der Vorzug gebührte, da ihn bei jeder eine hervorragende Eigenschaft besonders anzug. Da beriet er sich mit seiner Mutter, und diese lud des andern Tags die Mädchen zu sich, setzte jeder ein großes Stück hausgemachten Käse vor und hieß sie tapfer zulangen. Da hieb die älteste die Rinde achtlos ab, daß noch der halbe Käse daranhang, die Jüngste starre so verzückt auf den jungen Mann, daß sie ihren Anteil mitsamt der Rinde aufzß, und nur die dritte schälte ihn mit Bedacht, schnitt ihn sauberlich in Stücke und genoß ihn mit freundlichem Lob auf seine Bereiter. Da sagte die Mutter: Mein Sohn, diese nimm zu dir! Denn weder die rücksichtslos

Werkende noch die traumselige Törin vermag dir das wahre Glück zu spenden, nach dem es dich verlangt, sondern allein die Mäßige und Wohlbedachte. Dies, meine Freunde, ist ein sehr altes Märchen, aus der stillen Weisheit des Volkes gewachsen. Aber es ist alle Tage neu, und jeden Tag wird es besser. Es braucht freilich nicht allemal ein Stück Käse im Spiel zu sein!"

Punkt sieben verließen Klaus Mittnacht und der Oberst das traurliche Gartenhaus. Bis zur nächsten Straßenkreuzung sprachen sie kein Wort. Erst als der Dichter sich links, der Oberst aber rechts zu wenden hatte, zischte dieser wütend in die Dämmerung hinein: "Und alles, weil dieser Nilius zufällig — seinen Käse richtig gegessen hat!"

Klaus Mittnacht seufzte düster. "Zufall? Karma! Oh, glauben Sie mir, es gibt Situationen, in denen der Scharfsinn wie die Weisheit hoffnungslos untergeht, während die ahnungslose Einfalt, der allemal das Glück besonders hold ist, prächtig zu schwimmen versteht!"

Aber es war ja nur der Neid, der also ungerecht aus ihnen sprach. —



Die vom Gemsenberg

ROMAN VON ERNST ZAHN

Copyright 1933 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin

Aus dem einen Kanton windet sich die Pächstraße mühsam heraus, durch grünes, hügeliges Gelände zuerst, dann durch Wald und endlich durch baumloses, meist felsiges Alpweidengebiet in eine hochgelegene Einöde hinein. Aus dieser schraubt sie sich, mühsamer und steiler noch, an einem mächtigen Gletscher vorbei in den andern südlicheren Kanton hinab. Diese Straße hat in den letzten Jahren des vorvergangenen Jahrhunderts den ur-alten Saumweg abgelöst, der am Gemsenberg vorbei den Verkehr vermittelte. Das Hospiz aber, das schwer und fest wie eine Burg an der Lehne des Berges, durch seinen höchsten, felszackigen Aufriß gegen die Nordstürme geschützt, steht, ist viel älter. Seine Anfänge reichen in ganz frühe Zeiten zurück. Die ersten Hospizwirte, Mönche, später Laien, hatten sich noch der Bären zu erwehren. Alle aber, bis auf den heutigen Tag, standen im ewigen Krieg mit den Naturgewalten. Sie bauten daher ihr Haus immer mehr zu einer Festung aus. Dabei half ihnen die Regierung des nördlichen Kantons, dessen Eigentum das Gasthaus war und blieb und der es für eine Zeitdauer von 10—20 Jahren an einen Mann von besonderer Verlässlichkeit zu verpachten pflegte. Einem dieser Pächter verbrannte das schwarze Dach überm Kopf. Einem andern bis es die Lawine weg. Jedesmal wurden Mauern und Dach noch schwerer, noch plumper gefügt.

Ein Borgänger des jetzigen Pächthabers hatte die Kämpfe der Franzosen gegen die Österreicher mit angesehen, bei denen die Welschen auf verräterische Weise den hier verschanzten Österreichern in den Rücken geführt und diese bis auf den letzten Mann niedergemacht worden waren. Der Totensee, das schwarze, grundlose Wasser, das wie das glasige Riesenauge eines Stiers aus dem grauen, von tausend Wettern geglätteten Felswerk schaut, wußte von den lebten zu erzählen, die in regeloser Flucht sich schwimmend zu retten versucht und die die Augen der Feinde einen um den andern ihm in den stummen Schlund geworfen.

Keiner dieser Wirte am Gemsenberg hatte also ein ruhiges oder auch nur ein alltägliches Leben. In eines jeden Zeit fiel neben den Schlachten, die Winter und Stürme hier lieferten, irgendein wildes Geschehnis. Nicht selten schlügen aus dem Meer der Weltgeschichte Wellen mit besonders hartem Anprall in diese Einöde heraus.

Zu den Gästen des Hospizes gehörten neben Gemsjägern und Kristalljuchern erste Gelehrte, die die Gletscher erforschten, und waghalige Gipfelstürmer, Führer und Steiger, die der Ehrgeiz trieb, die Riesen des Gebirges, die rings um die Pächhöhe aufragten, zum erstenmal zu bezwingen.

Der älteste Jakob Zumbach, der Großvater schon hatte durch die Art und Weise, wie er hier oben die Herberge geführt, durch seine Kenntnis aller Hochwege und Berge, seine Jagdeigenschaften, durch seine Wetterfestigkeit, überhaupt als Mann von gesundem Urteil und origineller Art, sich einen weit über die Landesgrenzen hinausreichenden Ruf geschafft. Zur eigentlichen Blüte aber war das Pächhaus am Gemsenberg durch den gegenwärtigen Inhaber, des jüngeren Jakobs Sohn Peter, gekommen.

Es war kurz vor dem Einwintern an einem grauen, windigen, Wolken über die Pächhöhe hinjagenden Tage, als Peter Zumbach gegen Abend von einer Streife am Tiefengletscher gegen das Hospiz zuschritt. Er war ein Mann von merkwürdigem Wuchs. Man wußte nicht, war er groß oder klein; denn man hatte das Gefühl, wenn der Bucklige sich reckte, müßte er sich wie eine Ziehharmonika verlängern können. Jedenfalls würde seinen breit ausladenden, starken Schultern und seinen dünnen, sehnigen Beinen ein langer Oberkörper besser entsprochen haben als der kurze Hals und der Höcker. Auf dem Gnomenstein saß

ein Kopf mit einer hohen, freien, leuchtenden Stirn, unter der, überschattet von dichten Brauen, Augen von einem seltsamen Gentianenblau standen, die einen zwingenden, Leute im Innern packenden Blick hatten.

Zumbachs schwere Schuhe klapperten auf dem felsigen Boden. Zuweilen schrie das Eisen eines Nagels, der sich am härteren Stein schliff. Eine Würde drückte diese Schuhe wie den ganzen Mann, obgleich Zumbach sie trug, als spüre er sie nicht. Der Tornister aus Ziegenfell, der über die Schultern geschnallt war, enthielt ein Halbzentnergewicht dunkelster Rauchtopas, die der Strahler aus einer neu entdeckten Höhle nach Hause trug.

Jetzt hielt der Schreitende inne, legte beide breiten Hände nach hinten und huckte den Lastsack ein wenig höher. Gleichzeitig ging sein Blick nach dem Wirtshaus hinüber, das soeben hinter der gilbenden Berglehne sichtbar wurde. Vier turmartige, rundgemauerte Eckpfeiler schützen das aus Granitquadern gefügte Gebäude. Seine Fenster waren wie tief in die Höhlen gesunkene Augen. Auf sein dikes schwarzes Schindeldach waren Felsbrocken gestreut, die ein Mann allein wohl nicht hätte hinaufheben können. An manchen Stellen hatte sie und das Schindelholz Moos überponnen, und da und dort hing die halbverdornte Dolde einer Hauswurz vom Dach. Keine Firmatafel sagte Art und Namen des Hauses an. Nur ein Eisenarm streckte über der grauen, ungestrichenen und rissigen Holztür des Eingangs die Blechfigur eines Mönchleins den Gästen und Wanderern entgegen, erinnernd an die frühen Eigner des Hospizes und ohne viel Worte mahnend, daß da oben, wo Leben hart und Tod nahe war, Frömmigkeit nicht von Schaden. Eine ähnliche Mahnung gab auch die kleine Kapelle, die zur Linken des Hospizes ein zierliches Holztürmchen gen Himmel streckte. In diesem begann sich jetzt eine von allen Seiten sichtbare kleine Glocke zu bewegen. Hell, aber kurztätig klingelte sie in Wind und Nebel hinaus.

Zumbach beachtete sie, dachte aber weniger an ihr Bimmeln als an diejenige, die jetzt im Innern des Kirchleins mit kurzem, heftigem Zerren am Strick zog. Pauline, seine Tochter, tat das stets unwillig. Sie hielt es unter ihrer Würde, Dienste zu tun, die ein Knecht ebensogut besorgen konnte. Sie war überhaupt ein weiblicher Sonderling, ein Obenhinaus, von einem fast krankhaften Ehrgeiz und einer ewigen Kampfbereitschaft.

Peter Zumbach verweilte, in den Anblick seines Hauses versunken, länger, als er beabsichtigt hatte. Etwas trieb die Gedanken so wild durch seinen Kopf wie der Westwind die Nebel um die Berge. Schuld daran aber hatte der Inhalt seines Rucksackes, diese schweren, fühlbar klaren Kristalle, und die Gewißheit, daß in der Höhle, die er, er allein, heute am Tiefengletscher entdeckt hatte, noch für ein Vermögen gleiche Beute lag. Brachte dieser Fund nicht eine Lebenswendung? Zwar hatte er sich auf dem Pächhause längst zu Wohlstand herausgearbeitet. Auch vom Vater schon ein schönes Erbteil überkommen. Aber der Reichtum, der ihm heute über den Kopf geregnet, ließ ihn sich zum erstenmal darauf besinnen, daß er eigentlich ein gemachter und unabkömmling der Mann sei, der sich wohl einmal Zeit zu einem Verschau und zu einer Rückschau nehmen dürfe. Wenn in zwei Jahren, so sagte er sich, in einem Aufzug von Übermut, die Wirtspacht ablief, war er frei, zu entscheiden, ob er neue Pacht eingehen oder sich auf seinen Geldsack setzen und ausruhen wollte. Bis dahin, sinnierte er weiter, würde sich noch allerlei anderes entscheiden: Crispin, sein Sohn, würde dann ausstudiert haben und Arzt sein. Daß der Bursch seinen Weg mache, daran war kein Zweifel. Die Pauline? Ja, die Pauline! Vielleicht fand sie bis dahin doch noch den ersehnten Mann? Er selbst hatte dann Muße, sich um Dinge von weiteren Grenzen zu

kümmern, als sein Betrieb am Gemsenberg war, und sich, was er sich schon immer gewünscht, auch in die Politik seines Tals einzulassen. Es verschlug dann nichts, wenn er länger in seinen Winterquartieren unten in Mühringen blieb. Zudem würde im Geschäft immer noch Rosa, seine Frau, zum Rechten sehen!

Peter Zumbach reckte den Hals, als ob ihm der Kragen eng sei. Ganz zuletzt erst war ihm seine Frau wieder eingefallen! Geradeso wie einem ein Stück Hausrat einfällt, etwa der wurmstichige Schreibtisch mit dem Runddeckel unten im Mühringer Haus oder das Büfett mit den vielen Türen und Gläsern im Gästesaal des Hospizes!

Zumbach hatte seine Frau geheiratet, als er, von seiner Gastwirtslehr aus dem Welschland kommend, in den väterlichen Betrieb eingestanden war. Sie war Haushälterin im Hospiz gewesen, zwei Jahre älter als Peter, ein tüchtiges, fertiges Weib. „Das wäre eine für dich“, hatte der Vater ihm bedeutet, und er hatte sie genommen, aus der Erwägung heraus, daß sie eine Unentbehrlichkeit im Geschäft geworden war, und ohne sich auf ihr Menschliches zu besinnen. Der Gedanke lächerte ihn. Hatte er in Frau Rosa überhaupt je den Menschen gesucht? Hatte er bedacht, daß sie neben der Hilfe im Haushalt auch seine Frau war und Mutter wurde? Nein doch! Das war alles wie am Schnürlein gegangen. Und man hatte es gehen lassen! Vielleicht war darum so wenig Sonntägliches in seinem Leben gewesen? War darum so wenig Sonntag an den beiden Kindern?

Zumbach schob zum zweitenmal seinen Tornister in die Höhe und setzte seinen Abstieg fort. Auch den Hang zum Grübeln, der ihn da gleich einem Hegenschuß befallen hatte, überwand er. Zornig tat er das! Was war ihn da angekommen? schalt er sich selbst. Unzufriedenheit, weinerliche Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem beinahe! Sapperment, das war doch sonst nicht seine Gewohnheit?

Mit einem Ruck wendete er den Sinn wieder auf Tatsachen: Der heutige Fund verlangte Maßnahmen. Er mußte mit der Ausbeutung der Höhle noch vor Wintereinbruch zu Rande kommen. Wer wußte, ob ihm sonst nicht ein anderer in die Quere kam?

Der Wind steigerte sich. Er riß Zumbach am weichen, verwitterten Filz. Mit beiden Händen drückte er ihn tiefer über den Kopf. Und der Wind jagte Nebelzeichen in die Berglücken, als triebe er schmußige Wollschafe auf einen Haufen. Er wehte Zumbach auch das Gefühl der Last hinweg und steigerte in ihm die Lust zu Widerseßlichkeit und Kampf. Wuchtig, fast zornig stampfte er weiter. Dabei bemerkte er, daß die Pfadstraße sich belebt und auf dem freien Platz vor dem Hospiz eine kleine Schar von Wanderern sich gesammelt hatte. Einige saßen schon auf Säcken und Reisekörben, die ihre Habeseligkeiten enthielten, zwischen Hauptgebäude und Ställen. Andere kamen erst, einer hier, einer dort, die Straße herangeleucht. Das waren welsche Maurer, Erdarbeiter und Steinmeister, die wie die Schwalben alljährlich vor Wintereinbruch in ihre südliche Heimat zogen. Wenn die letzten von ihnen den Pfad überschritten hatten, pflegte der Wirt das Hospiz zu schließen. Nur in den Stuben über den Ställen blieben ein paar Winterknechte als Wacht zurück.

Herbst! Herbst! bedachte Zumbach wieder. Bald erreichte er die Gäste, die schon in ihre Nachtquartiere, bescheidene Kammern und Heudiele, verteilt wurden. Mancher zog den Hut und grüßte mit einem achtungsvollen, ein wenig schüchternen Gruß. Er hob ein paar Finger zum Filzrand, flüchtig, von Gedanken benommen, und betrat das Haupthaus. In der Schenke zur Rechten der Haustür war Lärm, Sprechen, Schelten, Singen. Auch oben über den kreischenden Brettern des Speisesaals, wo das Herrenvolk verpflegt wurde, hörte er einzelne Schritte gehen. Aber er strebte einer Stube im dunklen Hintergrund des Flurs zu, an der ein Täfelchen besagte, daß sie der Familie vorbehalten sei.

Ein junger, bleicher Mensch saß dort, über ein auf dem Tisch liegendes Buch gebückt, schmale, langfingerige Hände am beiden Ohren, die Ellbogen aufgestützt. Er trug einen schwarzen Anzug wie ein Schulmeister. Ebenso schwarz war Crispin Zumbachs glattes Haar. Die Haut des Gesichtes und der Hände schien fahl neben dem glanzschwarzen Scheitel und dem feierlichen Rock. Gewillt, sich nicht stören zu lassen, hob er die Augen nicht von seinem Buch. Nur durch ein Hochziehen der Brauen verriet er, daß er den Eintritt Zumbachs bemerkte hatte.

Dieser achtete den Studieneifer des Sohnes und legte, Lärm vermeidend, seinen schweren Tornister in eine Ecke. Einen Augen-

blick zögerte er. Dann aber, von allem, was ihn innerlich beschäftigte, gedrängt, fragte er: „Ist die Mutter nicht um den Weg?“

„Weiß nicht“, entgegnete Crispin kurz angebunden. Als aber jetzt die Tür sich abermals öffnete und seine Schwester Pauline eintrat, schlug er seufzend und widerwillig sein Buch zu. In den dunklen Augen indessen, die er zu Zumbach erhob, spiegelte sich schon kein Verdruß mehr. Sie hatten einen Ausdruck fast hilfloser Güte, und in ihnen lag vielleicht die Ähnlichkeit mit dem Vater am meisten ausgeprägt.

Pauline hatte nur eine Nadel aus dem Nähstisch am Fenster geholt und wollte sich wieder entfernen.

„Bleib da!“ gebot aber Zumbach.

„Ein Wirtshaus ist eine schlechte Studierstube“, bemerkte er dann, zu Crispin gewendet. „Läßt dir aber doch irgendein Fremdenzimmer aufmachen! Es ist jetzt Platz genug im Hause.“

„Hier ist es sonst tagsüber ziemlich familienein“, erwiderte Crispin lächelnd. „Zudem bin ich ja nicht zum Studierenheimgekommen. Das hole ich schon wieder nach.“

Zumbach stand in der Tür und rief laut durch das Haus: „Mutter!“

Eine schrille Stimme antwortete ihm aus dem oberen Stockwerk: „Ja, ich komme.“

„Was ist denn los?“ fragte Pauline, ob des Vaters Wesen erstaunt und sich neben den Bruder an den Tisch setzend.

Crispin zuckte mit der Achsel.

Pauline verfolgte mit ihren verdrießlichen Augen Zumbach, wie er der Mutter die Tür öffnete, diese hinter der Eintretenden abschloß und die alte Frau sich zu den Kindern setzen hieß.

Pauline sah der grobknochigen, häßlichen Mutter ähnlich. Keine Spur von Jugendreiz war an der zwanzigjährigen. Ihr Haar war rauh, drahtig und dunkelbraun, ihre Haut fahl, wie die Crispins; Pickel und Warzen entstellten sie. Von Gestalt aber schlank und wohlgewachsen, beugte sie sich schmiegsam über den Tisch und wartete auf die Dinge, die da kommen sollten. Aus ihrem gespannten Blick lehzte die Unbefriedigkeit ihrer ewig nach irgendeiner Freude spähenden Seele.

Zumbach ließ sich zu Häupten des Tisches nieder.

„Du bist lange fortgeblieben, Mann“, sagte Frau Rosa zu ihm. Dann, die Vorbereitungen einer Familienkonferenz erkennend, fügte auch sie verwundert hinzu: „Was gibt es denn auf einmal?“

Peter Zumbach legte die Ellbogen breit über den Tisch. „Es gibt, was es nicht alle Tage gibt“, antwortete er. Zugleich griff er sich seinen Tornister herüber, löste die Riemen und legte ein paar der glänzenden Topase auf den Tisch. Er wog einen der Steine in der Hand, knipste das Licht an und hielt ihn gegen die Flamme. „Vielleicht hat noch kein Strahler solche Stücke gefunden“, sagte er. Dann erzählte er gelassen und ohne Prahlen: „Am Tiefengletscher ist eine Kristallhöhle, in der ein Vermögen steckt. Der Fund in der Göschener Sandbalm, von dem vor Jahren alle Zeitungen voll gewesen, ist nichts dagegen. Es ist wie ein Lotteriegewinn, daß gerade ich über den Fund gekommen bin. Aber es heißt jetzt, zur Sache sehen, bevor andere dazukommen. Allein schaffe ich es nicht. Wenn du mitwillst, Crispin, — gut! Außerdem nehme ich den Remigi mit. Der ist wie Gold. In einer Woche werden wir die Beute unten haben. Dann kann der Verkauf losgehen.“

Als Zumbach den Remigius Klein, den Knecht, genannt, war Paulines Gesicht eine Hölle angeflogen. Aber sie bohrte die Augen starr in die Tischplatte, und niemand merkte ihre Erregung.

Zumbach fuhr fort: „Aber der Steine allein wegen rede ich nicht mit euch. Die Zeit heißt mich es tun. Die wechselt und wächst jetzt schneller als wir selber. Darum ist es nötig, zu bedenken, ob man noch in sie paßt.“

An diesem Philosophieren hatte Crispin mehr Interesse als die Frauen. Die Mutter rutschte auf ihrem Stuhl, hatte Lust aufzustehen, war nicht gewohnt, mitten am Arbeitstag stillzusitzen. Pauline schaute wieder um sich, als müßte sie fragen, wo alles hinauswolle.

Zumbachs Hände trieben auf dem Tisch ein Spiel, als wiege er darin die Dinge, die ihn beschäftigten. „Wir führen jetzt das Hospiz im dreißigsten Jahr, wir Zumbachs, der Großvater zwölf, der Vater zehn, wir acht. Es hat einen Namen, nicht nur in der Heimat herum. Man kennt es weit über die Grenzen.“

„Bis übers Meer“, ergänzte, erwachend, Frau Rosa und erzählte, gerade gestern noch habe ein Gast ihr bestätigt, daß man sogar in New York von dem trefflichen Betrieb am Gemsenberg rede.

„Es hat uns etwas eingebracht“, bestätigte Zumbach. „Wenn wir heute oder morgen hier fort müssen, können wir uns zur Ruhe setzen — könnten es auch ohne das, was uns heute in den Schoß gefallen ist. Wenn aber die Strahlen verkauft sind, wird im Oberland keiner sein, der es mit uns und unserem Kapital aufnimmt.“

„Kapital —?“ warf hier Crispin geringschätzig ein. „In ein paar Jahren wird das ein überlebter Begriff sein.“

Zumbach runzelte jäh die Stirn. „Das braucht du mir an der Universität nicht zu lernen! Das sind Flausen! Da reden wir auch noch mit, wenn es Zeit ist.“ Aber er stritt nicht mit dem Sohne. „Eine Familie ist wie ein Turm“, fuhr er fort. „Wie Quader an Quader müssen Vater, Mutter und Kinder liegen. Und der Vater, der Bauherr, muß sorgen, daß er fest bleibt. Also wie steht es um unsern Turm?“

„Du, Frau, hast, was du willst“, antwortete er dann sich selbst und verzog das Gesicht, ohne daß das Lächeln, das er vielleicht gemeint hatte, lebendig geworden wäre. „Dir ist Arbeit alles, Arbeit im gleichen Tramp. Du bist an der Arbeit nach innen eingetrocknet.“

Es schmerzte ihn heimlich etwas, als er das sagte. Aber die Worte klangen gemächlich und gemütlich.

Und gemütlich nahm Frau Rosa sie hin. Es war ja so. Sie war nur zufrieden, wenn sie vom Morgen zum Abend auf den Beinen sein und sorgen konnte, daß gesegt, gewirtschaftet, die Kundshaft bedient und die Dienstboten bei Vernunft gehalten wurden.

Zumbach sprach weiter: „Du, Crispin, wirst deinen Doktor machen.“

„Im Frühjahr bestimmt“, bestätigte Crispin still.

„Du —“ Zumbach zögerte, während sein Blick auf Pauline traf. Wieder zog sich in seinem Innern etwas zusammen, als ob er Alraun geschluckt hätte. „Vielleicht wirst du heiraten“, vollendete er dann und glaubte nicht recht, was er sagte.

„So sieht es aus!“ spottete Pauline, vor Unwillen die Lippen zusammenbeißend. „Da muß eine ein blumigeres Gesicht haben heutzutage!“

„Nicht allen Männern ist das Gesicht die Hauptache“, erwiderte Zumbach und dachte wieder an sich selbst, und daß er auch nicht auf Schönheit geschaut, als er die ältliche Rosa Tschannen genommen. Es reute ihn nichts. Er hatte nicht Zeit, irgend etwas

in seiner Ehe anders zu wünschen. Daß etwas in ihm geblieben, etwas Leeres, Unbefriedigtes, kam ihm nie recht zum Bewußtsein.

„Ich habe noch keine von den Ausnahmen getroffen“, gab Pauline bitter zurück. Sie gab sich keine Mühe, ihr Innerstes und das in seinem unheimlichen und übermächtigen Drang nach Beachtung und Liebe enttäuschte Mädchen, das sie war, zu verborgen.

Crispin tat seine dunklen Augen weit auf und zwang mit ihnen die unruhigen der Schwester.

„Du mußt mehr aus dir selber holen, nicht immer bei andern suchen!“ sagte er ein wenig orakelhaft.

Zumbach fügte bei: „Da helfen meine „Strahlen“ nicht. Liebe kann ich dir nicht kaufen.“

„Wer weiß?“ spritzte Pauline mit glasigem, giftigem Ton hin.

Zumbach kehrte zum Zweck der Besprechung zurück. „Was aus dem zweiten Geschlecht wird, ist auch nicht das Entscheidende“, fuhr er fort. „Vorläufig liegt die Verantwortung noch bei mir. Darum muß ich von mir reden. Von mir, soweit ich euch alle angehe. Die Familie Zumbach am Gemsenberg ist heute jemand. Vielleicht auch morgen. Ob in ein paar Jahren, das weiß man nicht. Jeder muß seine Zeit ausnützen. Davon muß ich handeln. Zwei Jahre dauert unser Pachtvertrag noch. Ich denke, wir werden nachher einen neuen bekommen. Aber darüber ist man nie sicher. Wem es gut geht, der hat Reider. Auch sind mir im Talrat nicht alle grün. Also könnte es in zwei Jahren — könnte es, sage ich — eine Veränderung geben.“

„Das glaubt dir kein Mensch“, warf Frau Rosa ein. „Zum Rüttigen braucht es einen Grund. Wo soll den der Talrat hernehmen?“

„Gründe sind billig wie schlechte Kartoffeln“, entgegnete Zumbach. „Aber diesen Winter heißt es, in Mühringen Boden schaffen. Ich habe es bisher abgelehnt, in Politik zu machen. Jetzt will ich eine Wahl in den Talrat annehmen. Damit ich bei den Leuten bin, wenn es not tut. Auch, weil mich die Zeit interessiert, die voll Fragezeichen ist. So viel von mir! Es ist nicht das wichtigste. Bedeutsam vor allem, daß wir vier ein Stamm sind. Da darf keine Rinde abspalten. Zusammenhalten heißt es. Darum habe ich mit euch geredet!“

Frau Rosa stand auf. Sie hatte kein Sitzleder für Gespräche. Auch war ihr recht, was der Mann tat. Weder der Glücksfund noch Zumbachs politischer Ehrgeiz regten sie auf.

„Nun?“ fragte ihr Mann ungeduldig.

„Mach, was du willst!“ antwortete sie, schon auf dem Weg zur Tür, die sie dann hinter sich zuzog.

Auch Pauline wendete sich zum Gehen. Eigene Wünsche läuteten in ihr.

Vater und Sohn blieben allein zurück. Crispin drehte sein zugeschlagenes Buch in den Händen, schaute ins Leere und sann.

„Was meinst du?“ fragte Zumbach.

„Du hast es gut vor“, antwortete Crispin. „Du hast immer in die Höhe gestrebt. Vielleicht wacht jetzt der Ehrgeiz erst recht auf?“

„Wenn er es jetzt nicht tut, verschläft er seinen Tag“, gab Zumbach zurück.

Wieder zuckte Crispin mit der Schulter.

„Du bist nicht einverstanden?“ sagte ihm Zumbach auf den Kopf zu.

„Du sehest dich auf zwei wacklige Sessel“, erwiderte der Sohn.

„Die sind?“ fragte Zumbach ruhig. Er vertrug dem Sohn viel und warb, ohne es zu wissen, um seine Zustimmung.

„Geld und Einfluß“, sagte der.

„Läß mich erst sitzen, bevor du urteilst, ob ich recht sitze!“



Rehe x Lithographie von Ludwig Heinrich Jungnickel

„Respekt haben muß man vor dir“, gab Crispin zu.

Beide erhoben sich. Und unwillkürlich gaben sie einander die Hand. Sie waren sehr verschieden, nicht nur im Äußern. Aber ihre Hände drückten hart zu.

Ein merkwürdiger Krauter, der Vater! spottisierte Crispin, als sie auseinandergingen.

Ein sonderbarer Heiliger, der Crispin! sinnierte Zumbach.

* * *

Schon sechs Tage waren Peter Zumbach und Remigius Klein, sein Knecht, unterwegs, um den Kristallhöhle zu bergen, den jener entdeckt hatte. Früh bei Tagesanbruch zogen sie aus, und erst bei Einbruch der Nacht kehrten sie zum Hospiz zurück. Die Steine brachten sie in dem leeren Gaden am Totensee unter, von dem furchtlose Leute behaupteten, die Geister der erschlagenen Österreicher trieben um Mitternacht darin ihr Unwesen. Anfänglich hatte auch Crispin die zwei Männer begleitet, allein er wollte, wie der Vater sagte, im Leben alles mit dem Kopf machen und fand daher an den Spreng- und Grabarbeiten am Tiefengletscher keinen Geschmack. Er hatte aber über den Reichtum der Höhle gestaunt und geäußert: „Glück hast du, Vater! Entschlossenheit allein hilft nicht zu so einem Schleck.“

„Das ganze Leben ist eine Lotterie“, wiederholte Zumbach früher Gesagtes. „Wer das Los zieht, ist der Mann.“

Er verdachte Crispin sein Wegbleiben von der Arbeit nicht. Remigi war Hilfe genug.

An einem Abend schafften die beiden einen besonders großen Zacken zu Tal. Mit Sorgfalt hatten sie die Pulvermine gelegt, die ihn absprengte. Kein Splitter war von seinen feinen Ranten und seiner mächtigen Spitze gesprungen. Als sie ihn aus der Höhle trugen und die Sonne sich in dem braunen, glashellen Stein verfing, blitzte und zuckte es in seinem Innern. Es war, als seien dünne Gräser, seltsame Blattrippen in ihn eingewachsen.

„So schimmert ein Stück Klareis, das man aus dem Totensee bricht“, meinte Zumbach. „So ein Naturwunder gehört in ein Museum.“

„Wenn Ihr die Steine ausschreibt, wird man diesen Winter nach Mühringen wallfahrt“, prophezeite Remigi.

Zumbach schüttelte den Kopf. „Ich werde keinen Lärm machen. Ich kenne die paar Leute, die dergleichen kaufen. Das muß alles im stillen gehen.“

Der rote Remigi sah mit den brauen- und wimperlosen, rötlich schimmernden Augen den Meister an. „Ihr bleibt immer derselbe“, sagte er. „Wenn sie Euch zum Bundespräsidenten machen, Ihr würdet immer noch der Peter Zumbach sein.“

„Wohl oder übel“, lachte Zumbach zurück. „Es soll keiner aus seiner Haut wollen.“

„Viele wollen aber in einen feineren Rock“, entgegnete Remigius.

Zumbach überhörte das. Er trat vom Wege ab und ließ seine Augen über das graue Felswerk gehen. Die strahlende Sonne zeigte scharf jede Spalte, jede Furche darin, die gilbenden Grasbüschel und das dünne Wasserfädlein, das aus einer Ritze floß. Die Wand spitzte sich nach oben in einem wilden, scharfen Zahn zu, der hart in den schimmernden Himmel stach. Ein freier und starker Wind umwehte ihn und den Mann, der hinauffschaut. Was möchten in diesem Berge noch für Geheimnisse stecken? sah Zumbach.

Der Knecht Remigi dachte nicht an die Natur. Er sah nur den Buckligen und staunte in seiner Einfalt über ihn. Seit er ihn kannte, war dieser Zumbach seinen Weg aufwärts gegangen. Möchte seine Entdeckung der Kristallhöhle, dieses Auflesen von Geld auf der Straße, ein Glückszufall sein, — alles andere, was der Wirt Zumbach erreicht, das Ansehen des Hospizes, seine eigene Geltung daheim und in der weiten Welt, hatte er sich selbst zuschreiben!

Zumbach verharrte drüben auf seinem Auslug. Er schien in irgendein Planen zu versinken und ließ sich auf einem Felsblock nieder.

Da setzte sich auch der wartende Remigi auf die Tragbahre, auf der ihre heutige Beute lag. Irgendwie riß Zumbachs Glück ihn selbst mit, grübelte er, ihn, den Knecht Remigius Klein, dessen Geschick jetzt achtzehn Jahre mit dem des andern verknüpft war!

Ein Schauer ließ ihm über den Körper, aber der kam nicht von dem harschen Wind. Der war wie ein kalter Blutstrom, der von innen nach außen quoll. Diese leise frierende Angst wurde Remigi nie ganz los. Sie war nun schon achtzehn Jahre alt,

so alt wie die Bekanntschaft mit Zumbach. Und es hatte damit folgende Bewandtnis:

Vor achtzehn Jahren waren zwei arme Burschen aus Welschland herüber, wo sie als Käfer bei einem großen Milchwarenfabrikanten in Dienst gestanden, in die Heimat zurückgewandert. In Mailand waren sie in lockere Gesellschaft geraten und um ihr bisschen Erspartes gebracht worden. In einem Walliser Dorf, wo Kirchweih gewesen, hatten sie noch ihre letzten paar Bären vertrunken und waren als zwei traurige Wackelgestalten, auf unsicheren Beinen und mit unnebeltem Sinn, gegen die Pfähöhle heraufgewankt. Am Ufer des Totensees, wo die Straße sich gabelte, war zwischen den zwei Wanderburschen Streit entstanden, ein rechter Rauschzwist, in dem der eine behauptete, der Weg führe zur Rechten, der andere schrie, nein, zur Linken müßten sie weiter. Wie zwei Narren hatten sie einander angefaucht. Plötzlich war der lange Lorenz, statt talzu, den See entlang, fälschlich der Faulenalp zu getorkelt; Remigi ihm nach, dumpf, wütend über des andern Eigensinn. Er hatte Mühe, mit dem Storchbeinigen Schritt zu halten, was ihn immer mehr aufbrachte. Daß er selbst ja umkehren konnte, fiel ihm in seinem Dusel nicht ein. Das Sträßlein bog um einen Bergvorsprung. Bald war weit und breit keine Seele mehr zu sehen. Nur Murmeltiere pfiffen, und zuweilen zuckte irgendwo ein Vogelgezwitscher auf. Da tauchte am andern Seende, das Gewehr an der Schulter, ein Jäger auf. Das war Peter Zumbach gewesen, der Sohn des damaligen Hospizwirts. Er blieb stehen und beobachtete die zwei Männer, die in beängstigender Nähe des tiefen Wassers hineinander her schwankten. Gnade Gott dem, der einen Fehlritt tat! Plötzlich nahm der hintere der beiden Narren einen Anlauf, erreichte seinen Bödermann, packte ihn und versuchte, ihn zur Umkehr zu zwingen. An der Stelle, wo sie rauften, fiel das Ufer steil gegen den See ab. Zumbach pfiff. Schall flog die Warnung über das Wasser. Aber die beiden Weinfeligen hörten nicht. „Merkst du nicht, daß wir irrgehen, du Stier?“ leuchte Remigi dem Lorenz zu. Der bückte sich nach einem schweren Stein. Da fuhr dem Remigi Feuer in die Stirn. „Was? Erschlagen willst du mich, Satan?“ Mit beiden Fäusten traf er den Lorenz vor die Brust, daß es ihn rücklings über den Weg hinaus- und ins Wasser hinunterstolperte. Der Stürzende gab keinen Laut von sich. Der See schluckte den Menschenklumpen wie einen fallenden Stein.

Peter Zumbach hatte einen Augenblick gestutzt. Jetzt kam er mit langen Sähen auf die Stelle zugestoben. Remigi lag auf dem Bauch über dem Weg. Tief hinab beugte er den Kopf. Ein Wunder, daß er dem andern nicht nachglimmte. Er war mit einem Schlag nüchtern geworden. Was hatte er getan? dachte er und bohrte den Blick ins blaugrüne Wasser hinab. Und den Arm tauchte er hinein, tief, immer tiefer, angstvoll suchend. „Heiland! Heiland!“ stöhnte er dabei.

Bald stand Peter Zumbach über ihm. „Zum Donnerwetter, was habt Ihr da ange stellt!“ fragte er.

Der Liegende richtete sich auf, als habe ihn eine Peitsche getroffen. Entgeistert sah er Zumbach an. „Ich weiß nicht —“, stammelte er verwirrt.

„Hinabgestoßen habt Ihr den andern!“ sagte ihm Zumbach ins Gesicht.

Da begann der große, tolpatzige rote Remigi wie ein hilfloses Kind zu flennen.

„Besoffen wart ihr alle beide!“ begehrte Zumbach auf. „Und ins Zuchthaus kommt Ihr jetzt!“

Bei dem Wort „Zuchthaus“ erstarnte Remigis Gesicht. Die Tränen ließen noch über die Backen. Sie machten kleine weiße Wege im Reisestaub, der sie deckte. „Zuchthaus —!“ hörte er. Immer nur das eine: „Zuchthaus!“ Und er liebte die Freiheit und das Wandern. Nichts war ihm schrecklicher gewesen von Kindsbeinen an als Stubenluft und lastendes Dach überm Kopf. „Jesus, mein Gott!“ seufzte er. Auf einmal warf er sich vor dem andern auf die Knie.

Zumbach fasste ein mitleidiges Staunen. Das war kein Mörder! Ein armer, vom Wein ins Elend gerissener Mensch war das! Einen Machtssoden von einem Mann, schüttelte ihn jetzt das Entsehen gleich einem Strohalm. „Wer seid Ihr? Wo kommt Ihr her?“ fragte er den Roten.

Remigi zog den Kopf ein, als schläge der andere auf ihn los. War der schon ein Polizist? Schrieb er ihn schon auf? dachte er. „Ich bin ein armer Knecht“, murmelte er. (Fortsetzung folgt)



Die Türme von St. Johannis, im linken befindet sich Deutschlands höchste Studentenbude

Die Drei von St. Johannis

Von Prof. Dr. Otto Westphal

In der heutigen deutschen Studentenschaft kann man vielfach auf eine charakteristische Verbindung von Romantik und Spartanertum stoßen, an der innere Gesinnung und äußere Not zugleich teilhaben.

Noch ist er nicht verklungen, Eichendorffs Weckruf aus der musisch-politischen Atmosphäre vor hundert Jahren: „Krieg den Philistern!“ Ja, nach den satteren Zeiten zwischen der Reichsgründung und dem Weltkrieg ist, durch Zorn und Entbehrung, ein studentischer Geist wieder rege geworden, den es gilt, als einen reinen und reichen Quell unserer innersten Volkskraft zu verstehen und zu würdigen.

Man redet in der Öffentlichkeit, auch in der Tagespresse, viel wider die Überfüllung der Hochschulen. Man soll aber auch sehen, daß sich gerade in diesem unharmonischen sozialen Gedränge Zellen des Widerstandes und der Selbstbehauptung zu bilden vermögen, von denen ich eine, die ich hier in Göttingen kennenlernte, schildern will.

Im Stadtbild Göttingens ragt das Turmpaar der Johannis-Kirche auf. In einem der Türme wohnt und tagt die deutsche Hochschulgilde „Nibley“.

Was sind diese Gilde? Sie bestehen fast an allen Hochschulen. Ihre Mitglieder werden auf über tausend geschätzt. Sie sind nach dem Kriege entstanden, aus einer Verschmelzung der Jugendbewegung vor dem Kriege, wie sie sich im „Wandervogel“ verkörperte, mit dem Fronterlebnis, also recht eigentlich eine Schöpfung der Soldatenstudenten.

Und diese Traditionen aus Vorkriegszeit und Kriegszeit werden von den jüngeren Geschlechtern als Vermächtnis gepflegt. Die leitende Idee ist der Einsatz des Individuums für die Nation in einer geschlossenen Gemeinschaft, Eingliederung des einzelnen in seine „Gilde“ und, so vermittelt, in das Volksganze, Verantwortungsgefühl der Mitglieder für die selbstgestaltete Kameradschaft: Züge, in denen sich die Ernsthaftigkeit des deutschen Idealismus erneuert.

Hauptziele sind körperliche und politische Schulung. Volksport und Wehrsport werden getrieben. Tag- und Nachfahrten ins Freie verschaffen Übung und Erholung. Auf Sing- und Tanzabenden sucht man Erbauung und Fröhlichkeit im überlieferten Volkstum; Feierabende rufen zu stiller Besinnlichkeit. Auf den geselligen Veranstaltungen ist der Genuss von Rauch- und Rauschgiften untersagt. Liegen in diesen körperlich-wehrhaften Idealen die Nachwirkungen der Jugendbewegung, so ist der „Wandervogel“ der Vorkriegszeit durch die Ethik des Schützengrabens in den „Gilden“ fester, klarer, politischer geworden.

Politisches Menschentum als das wahre und tiefste Mittel unserer Zeit, Geist und Leib wieder organisch aufzufassen, ist die Lösung

der Gilde. In wöchentlichen Arbeitsabenden werden die brennenden Probleme des nationalen Daseins erörtert und an ihnen Linien einer gemeinsamen Gesinnung erarbeitet.

Vor allem die „Grenzarbeit“ lockt und verpflichtet. Jedes Frühjahr und jeden Herbst geht der Weg in eins der Betreuungsgebiete.

Bei der Aufnahme entscheidet das Ausleseprinzip, das auf



251 Stufen zweimal oder viermal am Tag ist eine ganz hübsche Wegstrecke!

Aufnahmen Nolte (Mauritius)

Zu diesem Aufsatz gehört auch das Bild auf dem Umschlag

Die einzige Verbindung mit der „Unterwelt“: das Haustelephon, durch das sich Besucher vom Stadthaus anmelden können



Nächtlicher Disput beim traurlichen Kerzenschein

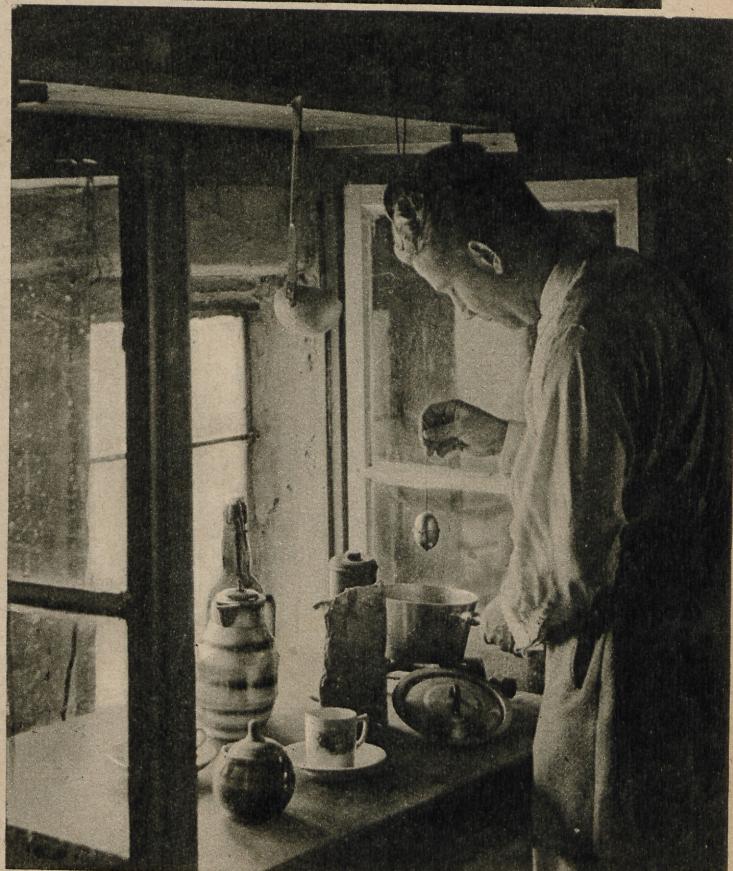


Auf halber Turmhöhe dient ein Treppenabsatz als Paukboden

persönliche Lüchtigkeit und auf Menschen, die in ihrer biologischen Bedingtheit gleichartig sind, gegründet ist.

Die soziale Herkunft ist überwiegend, aber nicht ausschließlich aus dem kleineren Mittelstand, in dem die Bewahrung der Volksart noch für ein lebendiges und selbstverständliches Gut gilt und in dessen schweren wirtschaftlichen Verhältnissen das idealistische „Trotzdem“ der Jugend sich nicht durch die Außenwelt verkümmern lassen will.

Den Mittelpunkt der Arbeit dieser Göttinger Schar bildet ihr



Not macht erfunderisch:
Ein verbreitertes Brett dient als Küde

„Turm“. Nach dem Tode des letzten Türmers 1924 ist er von der Stadt ohne Mietgebühr zur Verfügung gestellt worden. Nur das Licht muß bezahlt werden, und die alten Obliegenheiten des Türmers, Säuberung, Einnahme der an die Stadt abzuführenden Besuchergebühren, Feuermeldung, sind an die Studenten übergegangen, die für diese Obliegenheiten stets gewissenhaft auf dem Posten sind.

Nach einer engen Steinwendeltreppe von hundert Stufen gelangt man auf bequemer, aber endloser Holztreppe an einer großen Winde für Gepäckstücke und an einer kleineren für Wassereimer vorbei zur Behausung der Gilde: empfangen von der Warnungstafel, daß es verboten sei, „Fahrräder mit hinaufzunehmen!“ Was auch seine beträchtlichen Schwierigkeiten haben würde, wenn jemand es versuchen wollte!

Zwei kleine Stübchen, die drei Mann bewohnen: hell, luftig, mit einem sehr schönen Guckenster auf die Stadt und das anmutige weite obere Leinetal, das von Nord- nach Mitteldeutschland überleitet. Im Wohnzimmer können sich die drei kaum gleichzeitig zusammen aufhalten, im Schlafzimmer reicht der Raum gerade, daß ein quergestelltes Bett eine Brücke zwischen zwei längsgerichteten bildet und außerdem eine „Küche“ Platz hat, die aus ein paar Tassen, Kannen, Wassereimern und einem Spirituslocher für den Tee besteht, also nicht gar zu anspruchsvoll eingerichtet ist.

Einen Ofen gibt es nirgends, und bei Sturm bläst der Wind durch zerbrochene Fenster empfindlich in das Quartier. Manchmal schwankt der Turm in seinen mittelalterlichen Festen, so daß bis zum Rande gefüllte Wassergläser überlaufen. Bei Gewittern rollen die Donner unheimlich um die hohen Gemächer über der Stadt: Eine stimmungsvolle Begleitmusik für die hohen Bewohner dieser Räume!

Noch einige zwanzig Stufen höher, und dann steht auf dem Rundgang des Turmes, innerhalb dessen das große Gildenzimmer liegt für die gemeinsamen Tagungen der Mitglieder, rupfen beschlagen, mit weißgestrichenen Balken, von anheimelnder Stimmung. Denn „die größte Einfachheit ist der beste Schmuck“, entsprechend der Gesinnung der Insassen.

Wieviel Frohsinn, Träumerei und Tatkraft, engster Raum und weite Aussicht, alte Kunst und heutiges hartes Leben hier oben sich vereinigen, zeigen die beigegebenen Bilder. Und der Verfasser schließt mit dem Dank für die Erfahrung ungebrochener, tapferer und wertvollerfolgreicher wissenschaftlicher und nationaler jugendlicher Kraft, die er unter den „Türmern“ Göttingens erproben durfte.

Die Türmerwohnung hat keine Wasserleitung. Das Trink- und Waschwasser wird aus dem Stadthaus mit Eimern geholt, die mittels einer Winde umständlich emporgehievt werden.

Pfropfchen

Ein Kinderschicksal

von FRITZ ROSTOSKY

Es war Sonntag.

Kein schöner Tag für Phichen, solch ein Sonntag. Da blieben die großen Geschwister alleamt daheim, anstatt in die Schule zu gehen, und Phichen, das Kleinsten von neun Kindern, mußte herhalten: als lebende Puppe, als Spielzeug, und durfte gar nicht spielen, was es sich selber ausgedacht. Nur die Großen bestimmten immer; Phichen gehorchte und war schließlich verdroßen, daß es nicht allein sein durfte mit seinem Bären und dem Hampelmann an der Wand.

Auch Mutter hatte es eiliger als sonst. Zuallererst wurde Phichen unter mancherlei Ermahnungen angekleidet: „Mach das Kleidchen aber nicht schmutzig! Rutsch nicht auf dem Boden herum! Es ist Sonntag. Schrei nicht so! Puff nicht die Tür! Vater schläft noch. Es ist Sonntag . . .“

Es dachte: Ach was, Sonntag! Die Buben hauten auf dem Hof einen Drachen. Ein mächtiger Kerl sollte das werden, so stark, daß er einen kleinen Wagen ziehen mochte, und in dem Wagen — Phichen. Darauf sollte Phichen sich nun freuen? Es fühlte wenig Lust dazu.

Phichen hatte einen Rosenamen. Den mochte es gar nicht leiden, weil die Großen es damit lästerten. Vater Eduard Linge sagte einmal: „Du bist wahrhaftig unser Pfropfchen!“ Dabei schlug er den Kork in eine Flasche. Er war nämlich Stanzer in einer Korkschneiderei, und damit man dessen auch gewörtig bleibe, brachte er allerlei Haltbares und Bergorenes unter Korkverschluß. Das Erdenklichste mußte bei ihm aus Kork sein. Er war stolz darauf, in solch leichtem Stoff seine Arbeit zu haben, daß man gar damit schwimmen konnte. Und weil nun Phichen der unwiderrufliche Schluß seiner langen Kinderreihe sein sollte, konnte es in den Gedanken des Vaters nichts anderes darstellen als eben den Pfropfen auf einer wohlgenossenen Flasche, aus der kein weiterer kleiner Geist mehr steigen durfte.

Darum also „Pfropfchen“! Die Buben griffen den Einstall des Vaters nur allzugen auf. Bald hieß es „Pröppken“ hier — „Pröppken“ dort, „Pröppken“ hinten — „Pröppken“ vorn . . . „Bin kein Pröppken!“ wehrte Phichen mit den Schultern und zog einen Flunsch. Aber was half es denn?

Schon schallte es vom Hof: „Pröppken! Pröppken!“

Es sollte wohl gar in den Wagen geladen und gezogen werden — von dem Drachen oder den Buben?

Sie wollte es nicht leiden und versteckte sich hinter der offnen Durchlaßtür zwischen Flur und Küche. Möchten sie suchen!

Pröppken war nicht aufzutreiben. Die Buben fanden sich bald damit ab, und Phichen wagte sich wieder hervor. Erst lugte es schlau durch die Rille bei der Türangel, den Ball ans pochende Herzchen gedrückt, steckte die Nase hindurch und dachte mit einem Gruseln: Wenn jetzt Otto die Tür zuschlägt, ist meine Nase weg und zu Mus! Otto tat es aber nicht. Das war nur gut. Dafür hatte sich das Kleidchen an der schmierigen Angel einen Flecken geholt. O weh! Wenn Mutter es sähe, sagte sie: „Wie du nun wieder aussiehst — auf den Sonntag!“ Mutter sollte es lieber erst am Abend gewahr werden; so konnte es doch schon lange hier sein mit dem Flecken, und Phichen machte ihr dümmstes Gesichtchen: So was! Oh! Ein Fleck —? Wie das nur möglich war!

Hell schien die Sonne in den niederer Hausflur, die frisch lackierten Türen glänzten davon, und Mutter hatte die Ziegel so sauber gescheuert, daß man jeden Tapfer sehen mußte. Darum war ja auch Sonntag. Und die Sonne guckte durch die bunten Scheiben über der Tür. Bald sah sie gelb oder rot oder blau aus — das war hübsch anzusehen. Lauter bunte Flecken malte sie auf den Stein.

Draußen aber war es noch hübscher. Es hatte tüchtig



geregnet; alles glitzerte von Nässe; im Rinnstein lief das Wasser eifertig, wie ein richtiger kleiner Bach, und plätscherte leise vor sich hin.

Bauz! war Phichen der Ball vom Arm gesprungen. Vom Gehsteig herunter lief er, wie das Wasser, und schon trieb er, übermütig schaukeln, auf dem Bach im Rinnstein davon, schneller, als Phichen es begriffen hatte.

Das war ein großes Unglück. Fast zum Weinen stieg es ihr auf. Aber da half nichts als stracks hinterdrein, daß der Ball, dieser ungezogene, vorlaute, sich nicht irgendwo aus dem Staube mache. Das hatte er unter dem Sofa und Schrank auch schon öfters versucht — vergeblich: Dem langen Stock, der ihn wieder hervorjagte, mußte er schon folgen. Aber auf der Straße? Was konnte ihm da zustoßen? Dumm und rund, wie er war, stürzte er gar am Ende in ein Loch und fiel bis in die Hölle!

Immer den Rinnstein entlang lief das kleine Phichen. Noch sah es in der Ferne den gelben Ball auf dem Wasser tanzen. Die Gasse bog ein, und um die Ecke war auch der Ball. „Lieber, guter Ball!“ rief Phichen hinter ihm her.

Sie trippelte eiliger voran, die Gasse hinunter, weiter und weiter. Schon lag der süße Laden vom Brezelbäcker hinter ihr, und die Häuser sahen alle fremd und finster aus. Aber der Bach war noch lange nicht zu Ende. Was brachte der alles mit: Strohhalme, kleine Blätter! Und da spielten die Kinder gar Schiffchen auf ihm! Laut schrien sie, als ihr weißes Boot plötzlich ins Schleusenloch stürzte. Darinnen rauschte es böse und unterirdisch, als bläse der Wind unter der Erde. Die Kinder standen um das Loch und starrten hinein.

Auch Phichen gesellte sich zu ihnen. Ob auch ihr lieber, guter Ball in den Schlund geraten war? „Habt ihr nicht meinen Ball gesehen?“

Aber die anderen waren größer und zuckten die Achseln. Was wollte solch ein fremdes Kind hier? Auch noch mit einem Ball? Sie spielten schon längst nicht mehr mit dem Ball. „Nee!“ riefen sie häßlich und abweisend.

Phichen mußte die Tränen hinunterschlucken. Lange hockte es vor dem Loch und starrte hinein, aber es zeigte sich nichts, was ihrem Ball ähnlich war.

Nun konnte es ja sein, daß er weitergewandert war. Vielleicht war er die andere Seite, von der auch viel, viel Wasser angegurgelt kam, hinaufgeschwommen?

Tapfer ging sie jenseits des brausenden Loches weiter. Irgendwo war sicher der Ball geblieben. Mutter hatte oft schon tröstlich gesagt, wenn er ganz und gar verloren schien: „Irgendwo muß er sein! Aus der Welt kann er nicht raus! Also ist er drin. Du mußt nur suchen! Dann findest du ihn auch schließlich!“

Sie steckte den Zeigefinger in den Mund und ging nachdenklich vor sich hin. Die Welt war ja groß und weit: Man mochte lange brauchen, um hindurchzulommen. Aber der Ball blieb auf der Welt, und in die böse Hölle war er sicher nicht geraten. Das war keinem noch geschehen: der Püppi nicht, nicht dem Bären oder dem Hampelmann. Und Otto, der große Bruder, sagte: „Hölle? Was? Gibt's ja gar nicht!“

Immer spärlicher wurde das Rinnsal, teilte sich nun zwischen den vielen Pflastersteinen und floß von überallher zusammen, immer dünner und leiser, als wollte es einschlafen. Hübsch blank waren die Steine, wie daheim der gescheuerte Flur. Und — heil — da war ein großes buntes Auge, das floß schillernd-fragend auseinander und zog sich leuchtend wieder zu! Wunderlich lag es mitten auf der Straße.

Phichen kauerte sich davor und bestaunte es lange, bis ein Mann kam. Der lächelte freundlich dazu und fragte: „Weißt du denn, was das ist?“

„Auge von der Sonne“, sagte Phichen verträumt.

„Ist bloß ein Schmierfleck vom Auto“, meinte er wichtig, dachte wohl gar, Phichen werde sich wundern; aber Phichen schüttelte nur den Kopf. „Du kannst aber nicht hierbleiben! Wie schnell bist du überfahren! Komm, gib die Hand! Ich bring' dich über den Damm.“

Gehorsam gab Phichen die kleine, schmußige Hand hinauf, und der Große nahm sie wie etwas, was man nicht gern anfaßt, zog das Kind hinter sich her und ließ es drüber auf der Parkpromenade stehen.

Da stand es nun und war traurig, daß es das hübsche bunte Auge nicht mehr sehen konnte. Aber vielleicht fand es hier den

Ball wieder? Büsche waren da und Wege, die hindurchführten. Könnte doch sein, daß er einen davon entlanggelaufen war?

Sie trippelte in den Park hinein. Was gab es dort alles zu sehen! Die Vögel hüpfsten mitten auf dem Weg, fast zum Greifen. Sie blieben sitzen, rückten mit dem Köpfchen, wie: Bist du schon da? Und sprangen weiter. „Zwi — wittl!“ machte einer und lachte mit seinem ganzen Gefieder, reckte sein Schwanzchen leck in die Luft, wippte — und fort war er . . . Ein Eichhörnchen lief, wie ein rotes Schlänglein, über den Weg, blieb sitzen, machte Männchen und knabberte etwas. Blanke Augen hatte es und eine mächtige rostbraune Bürste auf dem Rücken. Schwupp — war's den Baum hinauf, als sei es gar nichts, senkrecht daran emporzulaufen.

Aus dem Weg wurde ein Platz. Bänke mit Menschen standen im Kreise. Sandhaufen mit spielenden Kindern waren auch da, und nahe heran trat ein Teich. Auf dem zogen große weiße Vögel dahin, den Kopf auf langem weißem Hals; dergleichen hatte Phichen noch nie gesehen.

Staunend stand es still und schaute auf das Wasser. Nebenan war ein Sandhaufen. Kinder bauten und gruben darin, und da sie Phichen neugierig anstarrten, fasste es sich ein Herz und sagte, indem es eines am Arm zupfte: „Du — sag mal: Ist das der Klappertorch?“

Da lachten sie alle laut. Phichen lachte mit. Es war wohl doch richtig, und weil die andern immer noch lachten, setzte sich Phichen mitten auf den Sandhaufen und lachte noch lauter, wie um zu zeigen: Ich kann es auch so wie ihr!

Doch die anderen blickten sie nun böse an und machten garstige Augen. „Was sitzt du in unserer Burg?“

Phichen sah sie nacheinander an, mit traurigem Blick. Sollte sie wieder gehen?

„Geh doch zu deinem Sandhaufen!“

Phichen schüttelte traurig den Kopf: „Hab' doch keinen Sandhaufen.“

„Wo ist denn deine Mutti?“

„Zu Hause.“ Phichen schob die Unterlippe vor, als wolle sie weinen.

„Und wie heißt du denn?“

„Phichen.“

Da lachten sie nun wieder. „Das ist ja —! Da können wir ja auch Bieh' zu dir sagen!“ meinte ein Junge.

Und Phichen nickte. Ihr war alles recht. Wenn sie nur hierbleiben und mitspielen durfte!

Da sie sich so geduldig zeigte, ließen die anderen sie zuschauen. Sie wurde auch angestellt: Tu das! Tu jenes! Sogar Wasser in einem Eimerchen aus dem Teich mußte sie holen. Mutter hatte es zwar streng verboten, an ein Wasser zu gehen, aber die Kinder wären wohl böse geworden, hätte sie's nicht getan. Die Buben wollten eine Wasserburg aus Sand bauen. Ach, wie oft mußte Phichen laufen und Wasser schöpfen! Immer und immer war es noch zu wenig, und die Erde schluckte es rascher auf, als Phichen es herbeibringen konnte.

Neben dem Sandhaufen stand eine Kinderkutsche, ein hochrädriges Ungeheuer, in dem das Kleinste lag. Lene, die Größte, hatte Mutterpflichten daran. Wenn es schreien wollte, wurde es ein Weilchen hin und her geschoben. Nun sollte es die Flasche kriegen. Aus einer wärmenden Verhüllung im Grunde der Kutsche wurde sie ausgewickelt, aber das Kleine wollte nicht und stieß die Nahrung trocken fort. Mutter aber hatte befohlen, die Flasche müsse ausgetrunken sein vor dem Nachhausekommen. Rasch fand sich ein Ausweg: Phichen bekam einfach die Flasche und nahm sie ohne Widerspruch. Damit hatte sie sich ein Verdienst erworben. Lene übertrug ihr das Amt, die große Kutsche umherzuschieben, und Phichen hatte sich nie etwas sehnlicher gewünscht, als nicht mehr das Kleinste zu sein. Zur Belohnung bekam es auch einen Bonbon aus Lenes Mund, der es nur mit einer genäßigen Verzückung von sich gab.

Es schlug Mittag vom Turm. Schippe und Eimer wurden in die Kutsche geworfen. Heimwärts ging es, und Phichen trippelte mit. Als sie am Ausgang des Gartens anlangten, sagte Lene: „So — nun kannst du nach Hause gehen! Nu gibt's Mittag!“

Betroffen sah Phichen die Große an. „Weiß doch nicht — nach Hause.“

Die andern standen erstaunt und ein wenig teilnehmend um sie herum und schauten auf sie nieder. Was war da zu tun? Was ging sie das an?



Aber Lene hatte schon zu sorgen für das Kleine und konnte sich vorstellen, was Phichens Mutter wohl für Angst haben müsse. „Kommst mit uns!“ sagte sie kurz und nahm sie bei der Hand. „Hältst dich hier an der Kutsche! Und nu übern Damm!“

Die Kinderkarawane zog über die Vorstadtstraße. Autos flogen vorüber und schnurrten mit den Rädern auf dem Asphalt, aber sicher thronte das Kleinchen in seinem schaukelnden Gefährt, und Phichen klammerte sich an Lenes Rock. Die Buben aber machten die Spieße und trugen eine lange Gerte vor sich her, an die sie ihr Schnupftuch geknüpft hatten.

Durch eine Gasse kamen sie auf einen Hof. Im Hinterhaus betrieb Witwe Meyer eine Plättterei. „Wen bringt ihr denn da mit?“ fragte sie, nicht allzu erfreut.

Lene erklärte den Sachverhalt. Scheu hielt sich Phichen halb hinter ihr versteckt.

„Wie heißt du denn?“

„Phichen.“

„Und wie noch?“

Schweigen. Nach einer Weile kam es kläglich und weinerlich hervor: „Phichen heißt ich doch!“

Das Mutterherz wurde ein wenig zutunlich. „Wie heißt denn dein Vater?“

„Edeward“, antwortete Phichen und nickte wichtig mit dem Kopf.

„Und wo wohnt ihr denn?“

„Hinter dem Zuckerbäcker.“

Mehr war nicht von dem Kind zu erfahren. Das stimmte die Mutter Meyer bedenklich. „Sollst auch noch satt werden bei uns!“ sagte sie tröstlich.

Der große Bottich mit Suppe kam auf den Tisch, aber Phichen aß nicht viel. Es saß ihr etwas in der Kehle und zwinkerte leise. Sie dachte an Vater und Mutter, Otto und die Buben.

„Schmeckt die wohl nicht?“ fragte Mutter Meyer etwas unvorsichtig. „Dein Vater ist wohl was Besseres?“

Phichen sah sie groß an und schluckte Tränen hinunter. „Mein Papa macht Proppen.“

Da lachten sie nun wieder, und es schien alles gut.

„Muß mal —!“ sagte Phichen mit gepreßtem Laut, während die anderen stumm ihre Suppe schlürften.

Rasch, rasch! Lene brachte sie hinaus, und in einer Ecke auf dem Hof besorgten sie es miteinander. Lene war ganz ernst bei der Sache. Als sie wieder zurückkamen, sagte sie halblaut zur Mutter: „Hat seines Zeug an — Phichen“, und tat sich wichtig.

Phichen wurde auf den Tisch gestellt und untersucht. Ganz bange Augen machte sie dazu.

„Ach, was!“ Die Mutter schüttelte den Kopf nach der Altesten hin. „Hast doch gehört? Proppen macht der Vater!“ Es war kein Geheimnis mehr um Phichen.

Nachmittags spielten die Mädchen auf dem Hof Ball. Phichen durfte zusehen. Bald wurden die Schatten länger und länger, und Mutter Meyer wies Lene an, Phichen auf den Weg zu bringen. „Mußt halt zusehen, daß du sie zum richtigen Zuckerbäcker bringst! Dann findet sie sich schon heim.“

Lene nahm Phichen bei der Hand. Phichen ahnte, worum es ging. Sie sollte nach Hause finden. Heiß hielt sich ihre Hand an Lenes Daumen. Daß sie nur nicht losließ!

Lene fragte bei zwei, drei Bäckern, aber keiner kannte das Kind oder seine Eltern. Oft genug mußte Phichen seinen Namen sagen. Dann lachten welche darüber, als wenn es dergleichen gar nicht gäbe.

Nun wurde es Lene lästig. Möchte das Phichen selber sehen, wie es sich heimfände! Sie konnte doch nichts dafür, daß es sich verlaufen hatte und seinen Vatersnamen nicht wußte? Sie sagte zu dem Kind, es solle vor einem Hause warten, bis sie wieder herauskäme, entwich aber durch einen zweiten Ausgang in die Seitenstraße und rannte heimwärts.

Phichen stand treulich vor der Tür und harrte, sie möchte sich öffnen und Lene trate heraus. Aber niemand kam und ging; nur fremde Leute. Es wurde schummrig. Die Autos bekamen Glühaugen, und die Straße fing an zu glänzen von Feuchtigkeit. Viele Menschen zogen vorüber; keiner war Lene. Manche hatten es so eilig, daß sie Phichen fast umrannten.

Ob Mutter nicht käme, sie zu suchen? „Mutti! Mutti!“ rief Phichen leise vor sich hin, und ganz heiß wurde ihm im Herzen und stieg brennend auf. Es weinte und schluchzte und drückte

sich in eine Mauerdecke, aus Furcht, es könne einer kommen und es mitnehmen wollen.

Etwas stieß Phichen sacht an, weich und warm und zottig, schnüffelte und beroch sie, blies sie an. Es war ein großer Hund mit treuherzigem Gesicht. Ach, er sah sie an, als tätte es ihm recht leid, daß das kleine Menschenkind weinte!

„Wotan! Wotan!“ rief sein Herr nach ihm und pfiff.

Aber der Hund setzte sich vor das klagende Kind, hob die Pfote, wie zum Trost, und rührte Phichen sacht an, als wolle er sagen: „Ich bleibe bei dir!“

Da der Hund dem Ruf des Herrn nicht folgte, mußte der Herr umkehren, um zu sehen, was es wohl gäbe, das wichtiger sei als er, der Herr.

Der Hund schlug mit der Rute auf den Boden, winselte und trat unruhig hin und her, als der Herr sich näherte.

Nun war auch der Herr da, groß und stattlich, mit weißem Vollbart, und sah Phichen in seiner Mauerdecke schluchzen. „Komm doch hervor!“ sagte er freundlich, mit tiefer Stimme. Die klang gut und vertraulich.

Die Fäuste vor die Augen gedrückt, trat Phichen zögernd ins Hinterhaus. „Mutti! Mutti!“ schluchzte sie, als der Herr fragte, warum sie weine.

„Wo ist denn deine Mutti?“ erkundigte er sich weiter, bekam aber keine andere Antwort als krampfhaftes Lauten des Kummens. Der große Mann mit dem weißen Bart tröstete das kleine Phichen, so gut er im Augenblick konnte, strich ihr über den Scheitel und sagte: „Wir werden zum Kaufmann gehen an der Ecke. Der weiß sicher, wo deine Mutti ist!“

Phichen reichte ihm die Hand zum Ansäften; mit der andern wischte sie Augen und Nase und alles, was sonst im Gesicht war, und versuchte, tapferer dreinzuschauen.

Der Kaufmann wollte gerade das Gitter vor seinen Laden hängen, so spät war es schon, als der große Herr mit Phichen an der Hand sich noch hereinschob. Nun konnte Phichen ihn sich recht ansehen: Eine goldne Brille trug er auf der Nase und sah, mit dem Bart, wie der liebe Gott aus.

Vergeblich fragte der Herr nach, ob der Kaufmann das Kind etwa kenne. Nein, der hatte es noch nie gesehen.

Was war da zu tun? Der Geschäftsmann riet, das Kind bei der Polizei abzuliefern; dann habe der Herr Rechnungsrat keine Schererei mehr damit: Man könne immerhin nicht wissen... Dem alten Herrn widerstrebt solcher Ausweg sehr. Angstlich hatte Phichen von der Polizei gehört und sich schon hinter einer Heringstonne verkrochen.

„Nein, nein! Brauchst keine Angst zu haben! Zur Polizei bring' ich dich nicht. Aber ein Zuckerstänglein sollst du haben und einen Schokoladenmann!“

Er kaufte dergleichen und steckte ihr etwas zum Trost in den verschmierten Mund. Ja, im Ernst: Mit dem schmugverkrusteten Gesicht und den Lichten an der Nase war das Kleine gerade keine Zierde für einen würdigen älteren Herrn. Aber das Gesichtchen sah so gläubig zu ihm auf, daß er ihm helfen mußte, wie es auch kommen möchte.

„Da fällt mir was ein“, sagte er und wies auf einen halb-leeren Papierack für Stärke. „Sie packen mir das Kind in diese große Tüte. Tragen muß ich es doch, und, wie es aussieht, ist das kein Vergnügen. Was sollen auch die Leute denken?“

Der Krämer lachte. Das war ein nicht gewöhnlicher Spaß. Er tat sehr beflissen und meinte: „Das gibt eine hübsche Überraschung für die Frau Gemahlin! Alle Wetter!“

Der Rechnungsrat lachte und freute sich selbst auf den Augenblick des entsetzten Erstaunens seiner Frau.

Der Stärkeack wurde geleert. Phichen bekam auch einen Bonbon, damit es sich nicht fürchte. Es lächelte nur verlegen und zog die Nase, als der gute, freundliche Mann mit der Brille und dem Bart sie sacht, wie etwas Zerbreichliches, aufhob und in die Tüte senkte. Das passte großartig! Darin ließ sich Verstecken spielen. Wenn sie sich nur ein wenig duckte, war der lezte Haarschopf verschwunden, und keiner sah der Tüte an, was sie beherbergte.

Dem Herrn Rechnungsrat machte es helles Vergnügen, daß das kleine Wesen so bereitwillig auf seine Absichten einging. Er bezahlte den Papierack, so sehr der Kaufmann ihn auch verschenken wollte, und stapfte mit seinem nicht allzu leichten Päckchen aus der Tür. Draußen saß Wotan und trottete zufrieden hinterdrein.

(Fortsetzung folgt)



Zur Abwechslung mal...

Von Anton Mayer * Aufnahmen Cläre Sonderhoff

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er nach Neuem, Unbekanntem strebt — auch der ganz Konservative wird der täglichen Wiederholung derselben oder auch nur einander ähnlicher Dinge müde: Der alte Satz vom „Immer Rebhuhn“ enthält eine große Weisheit. Nun ist es nicht zu leugnen, daß die Küchenzettel vieler Haushaltungen eine gewisse Einförmigkeit aufweisen, die nicht etwa immer nur mit der durch die wirtschaftliche Lage gebotenen Sparsamkeit zusammenhängt; oft fehlt nur die Anregung, die Kenntnis einiger neuer oder im Laufe der Zeit verlorengegangener Zusammenstellungen, um in das Gleichmaß des Mittag- und Abendtisches die angenehmste Abwechslung zu bringen. Wenn ich mir also erlaube, ein paar neue oder zum mindesten in weiteren Kreisen unbekannte Rezepte vorzuschlagen, so glaube ich, daß diese in jedem Haushalt ohne Mühe herzustellen sind. Die hier mitgeteilten Rezepte beruhen teilweise auf eigenen Erfahrungen, teilweise habe ich sie auf Reisen in entfernteren Gegenden oder durch mündliche Überlieferung im Familienkreise kennengelernt.

Da bietet sich uns eine sehr pikante Zusammenstellung, deren Grundharmonie ein geräucherter Hering bildet. Zunächst nimmt der „Wolf“ die Filets eines solchen Fisches auf und gibt sie als weiche Masse wieder von sich, die mit geschmolzener Butter geschmeidig gemacht und auf geröstetes Brot gestrichen wird. Diese Auflage bedecken wir nun mit einer Schicht ungesüßter geschlagener Sahne, der eine reichlich bemessene Prise Paprika beigemischt ist — den Schärfegehalt muß jeder nach seinem persönlichen Geschmack bestimmen. Über der Sahne lassen sich leicht schmal geschnittene Streifen Heringsfilet oder Sardellen kreuzweise garnieren; Kapern, in die entstehenden Vierecke gelegt, erhöhen die Wirkung des Gerichtes, dessen Dekoration aus Gründen des Farbeneffektes in Tomatenabscheiben bestehen sollte.

Eine amüsante Platte, die auch für Liebhaber eines kräftigen Frühstücks zur Morgenmahlzeit empfohlen sei, sieht so aus: Das Fleisch verschiedener, im Charakter zueinander passender, aber nicht weichlicher Fische — also zum Beispiel Schellfisch und Seelachs, oder Zander und Hecht — wird dem Wolf anvertraut, nach der Verarbeitung mit englischer Soße oder Curry gewürzt, in kleine Wurstdärme gefüllt und gekocht. Als Zuppe für diese Fischwürstchen eignet sich am besten Curryreis oder einfacher Reis mit einer leichten Tomatensoße.



Malen, Streichen, Tapezieren

Die fertig gekaufte Farbe muß je nach dem zu streichenden Gegenstand beschaffen sein. Für alle Ölfarben gilt die Regel: Dünn und gleichmäßig streichen! Beim Streichen der Diele wird die in Tupfen aufgesetzte Farbe dünn auseinandergestrichen. Die Farbe muß gründlich trocknen. Jeder weitere Anstrich darf erst nach völliger Trockenheit erfolgen. Leimfarbe zum Streichen der Zimmerdecke und der Wände muß gleich verwendet und im Gegensatz zur Ölfarbe dick aufgestrichen werden. Man streicht schnell in schnalen Streifen, damit der nächste Strich noch in die nasse Farbe hineinkommt. Die Farbe muß immer gut umgerührt werden, und nur saubere Pinsel dürfen benutzt werden. Schräg in den Farbtopf wird ein Stück Holz gelegt, an dem der Pinsel abgestreift wird.

Ranziger Speck

Es müssen im allgemeinen schon recht ungünstige Umstände vorliegen und eine sehr lange Lagerzeit muß vergangen sein, ehe geräucherter Speck ranzig wird. Gut gepökelter und geräucherter Speck ist als haltbare Dauerware anzusprechen. Am ehesten passiert das Ranzigwerden bei sehr dickschichtigem Speck, den weder Pökellake noch Rauch leicht durchdringen. Hält man hier Pökel- und Räucherzeit zu kurz, ist der Boden für das Ranzigwerden vorbereitet. Deshalb wähle man als Dauerspeck nicht den allzu dicken und achte auf genügende Räucherung! Geräucherter Speck erreicht schwer einen derartigen Grad der Ranzigkeit, daß alle Mühe vergebens wäre, ihn wieder in Ordnung zu bringen. Meist wird folgendes Verfahren imstande sein, das Übel zu beheben: Schabe zunächst die äußerste Schicht des Specks ringsherum mit dem Messer ab und lege dann den Speck ein paar Stunden lang in eine schwache Lösung von übermangansaurem Kali, dann einen Tag lang in schwaches Essigwasser! Das genügt, um ranzigen Geruch und Geschmack zu tilgen, sofern eben die Verderbnis nicht zu weit vorgeschritten war. Auf alle Fälle ist es ratsam, den Speck nach seiner heilsamen Badekur auszulassen, am besten gleich mit Zwiebeln. Er hält sich dann tadellos und ist in dieser Form für die meisten Kochzwecke unbedenklich zu gebrauchen.

Wie beseitige ich schnell schlechten Geruch aus einem Zimmer?

Wenn es darauf ankommt, den Erfolg recht schnell zu haben, kann man die üblichen Methoden des Aufwischens mit Lysol-, Salmiak- oder Terpentinwasser nicht anwenden. Es ist dann ratsam, einen Teelöffel voll Kölnischen Wassers anzuzünden oder Essig auf ein heißes Eisen (Plättleisen, Kohlenschaufel) zu trüpfeln. Die Wirkung der sich entwickelnden Dämpfe ist um so besser, wenn man Fenster und Türen während des Räucherns fest schließt. Auch auf die glühende Kohlenschaufel geschüttete Wachholderbeeren leisten gute Dienste. Tannenduft im Zimmer, der gleichzeitig desinfizierend wirkt, entsteht, wenn man in ein Gefäß mit etwa einem Liter kochendem Wassers einen Teelöffel voll Terpentinöl und einen Teelöffel voll Lavendelöl gießt.

Geflügelrupfen

Je niedriger die Temperatur des Geflügels ist, desto steifer ist die Haut und desto fester sitzen die Federn darin. Macht man für das zu rupfende Tier ein kochendes Wasserbad, dem ein Eßlöffel Soda zugefügt wurde, und legt es für zwei Minuten hinein, so wird man leichtes Spiel mit dem Rupfen haben.

Benzinränder

Sehr oft zeigen sich beim Reinigen mit Benzin häßliche Ränder trotz vorsichtigster Behandlung. Man nimmt Kartoffelmehl zu Hilfe, das man sofort nach dem Reinigen ziemlich dick auf das noch feuchte Benzin streut. Das Mehl saugt den im Benzin enthaltenen Schmutz restlos auf.

Handwerkzeug

muß sofort zur Hand sein und darf nicht erst aus allen Ecken und Winkeln der Wohnung zusammengesucht werden. Es genügt eine Holzkiste oder ein altes, kleines Schränkchen als Aufbewahrungsort, für Nägel, Schrauben, etc. eine Zigarrenkiste, für elektrisches Material eine eigene Schachtel. Inhalt der auf jeden Fall gebraucht wird: Hammer, Kneifzange, Flachzange, Stemmeisen, Schraubenzieher, Holzbohrer und eine kleine Handsäge. Eine kleine Rohrzange darf nicht fehlen für Arbeiten am Ausgußrohr oder an Waschtischen. Nicht unwichtig ist der Leimtopf. Einen Spezialtopf zum Leimkochen kann man in jeder Eisenhandlung kaufen. Zur Selbstbereitung von Leim nimmt man eine Tafel guten Tischlerleim klein gestückelt, den man vor dem Kochen einige Stunden in Wasser aufweicht und dann im Wasserbad kocht.

Transport des Flügels

Sehr einfach! — Man hebt die Holzfüße der zu transportierenden schweren Möbelstücke etwas an und schiebt rohe Kartoffelhälften darunter, mit der Schnittfläche nach unten. Auf diese einfache Weise vollzieht sich das Hin- und Herrücken von Möbeln in kürzester Zeit.

Verschluckte Nadeln

sind eine äußerst schwierige Angelegenheit. Man sollte daher sofort breiartige Speisen zu sich nehmen, die die Nadel sorgsam einhüllen, so daß sie ohne Verletzung des Darms ausgestoßen werden kann. Am wirksamsten ist feinzerpflückte Watte oder Agar-Agar, die man beide in Brei, dickem Kakao oder zwischen den Butteraufstrich gestrichen, verzehrt. Schlimmstenfalls muß der Arzt zu Rate gezogen werden.

Spinne am Abend

„Huch, eine Spinnel!“ Wenn sie am Morgen kommt, bringt sie Kummer und Sorgen; wenn sie am Abend kommt . . . Sie kennen ja alle dies Sprichlein! — In meinem Zauberspiegel: Es ist ja gar keine Spinne, die ihr Männchen nach der Begattung mit Haut und Haaren auffrisst und fünf Monate leben kann, ohne Nahrung zu sich zu nehmen! — Schauen wir hundert Jahre zurück! In die Zeit, wo das Sprichwort entstand! Es kommt von der Flachsspinnerin, die abends nach der Arbeit noch Zeit und Lust fand, das Linnen für ihre Aussteuer zu spinnen. Aber Spinnen am Morgen brachte Kummer und Sorgen, weil die Liebste ihre Arbeit damit versäumte — und immer spann, da sie nicht erwarten konnte, bis der Tag ihrer Sehnsucht kam. — — —

Nachdem nun vielleicht eine kalte, mit Zusatz von Kalbsknochen bereitete und gelierte Fleischbrühe in ausgehöhlten Äpfeln serviert worden ist, wenden wir uns dem Fischgericht zu. Ich würde zunächst vorschlagen, kleineale mit Zwiebeln und einer Zwiebel Knoblauch unter Zusatz von Zitronensaft in Öl zu dünnen, und die also behandelten in der Form, in der sie auf den Tisch gebracht werden, mit viel Parmesan zu überbacken. Das Gericht entbehrt einer gewissen Mächtigkeit nicht, und ein kleiner Schnaps nördlicher Abstammung, wie Aquavit oder Wodka, dürfte als Beigabe nichts schaden. Es ist aber auch möglich, eine noch größere Sättigungsmöglichkeit zu erzielen, wenn einige halbierte gekochte Artischocken mit überbacken werden. Eine Parmesan-Parallele zu diesem Gang stellt eine andere, ebenfalls sehr nahrhafte Komposition dar, nämlich ein gutgewachsener Schellfisch oder das schöne Schwanzende eines Kabeljaus, der gespickt, auf beiden Seiten angebraten und dann nach Überstreuung mit Parmesan unter Hinzufügung von Butterflocken fertig



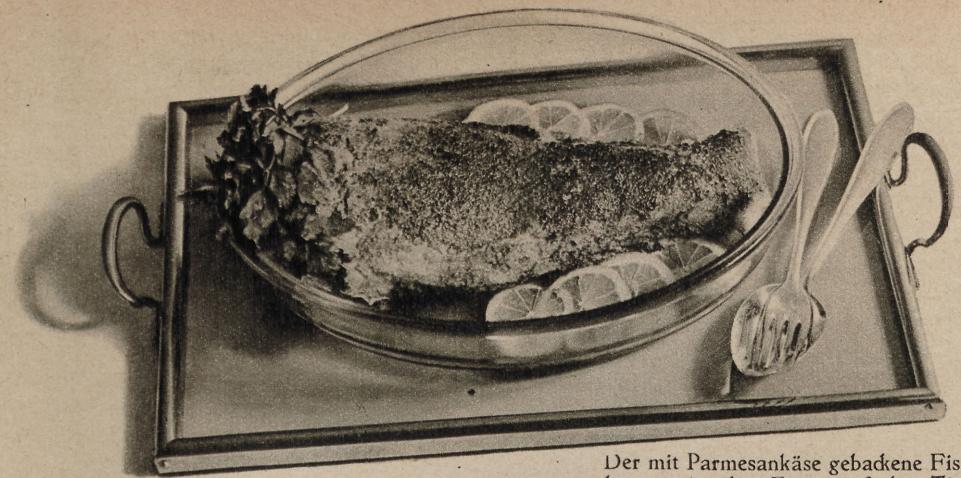
Curry- oder Tomatenreis mit pikanten Fischwürstchen

gebraten wird. Ein wenig mühsamer in der Zubereitung, aber sehr wohlschmeckend, ist eine aus dem Orient stammende „Alpyramide“: Zu ihrer Herstellung finden sich kleingeschnittene Stücke dieses Fisches abwechselnd mit je einem Stück Zwiebel, grünem Ingwer und roter Pfefferschote zusammen. Diese Stücke werden mit einigen in Butter angebräunten gehackten Zwiebeln in der Pfanne nach Zutat von Lorbeerblättern und Überstreuung mit Currysüppchen geschmort; das Aufräumen erfolgt in Pyramidenform mit Begeleitung von Reis und Currysoße.

Wie können wir das Thema Rinderbraten variieren? Nun zum Beispiel, indem wir ihn außer mit Speck mit Schweizerkäse spicken — dieser zerläuft während des Bratens und gibt dem Fleisch einen absonderlichen Wohlgeschmack und große Zartheit. Oder: wir dämpfen Zwiebeln, Speck, Tomaten, Sellerie, Mohrrüben in Butter, legen das Fleisch darüber, und füllen einen leichten, eventuell etwas gewässerten Rotwein nach, so daß der Braten bedeckt ist, welcher nunmehr im fest verschlossenen Topf zwei bis drei Stunden ziehen muß. Die Soße wird durch ein Sieb gedrückt und mit ungesüßter Sahne vermengt.

Ein anderes, aus Ungarn stammendes Rezept für Rinderbraten schreibt vor, das gut gespickte Rindfleisch (Schmorfleischstück) mit Zwiebeln und allen möglichen Kräutern anzubraten: Thymian und andere stark schmeckende Küchengartenpflanzen sind zu bevorzugen. Das angebratene Fleisch wird dann zum Dämpfen mit Wasser bedeckt. Die durch das Dämpfen entstandene Soße mit einem würzigen Wein aufzufüllen, ist anzuraten, Sherry oder ein nicht herber Ungar sind vorzuziehen. Es gibt Köchininen, welche dieser Soße einen Mehlausatz geben, damit sie dick wird; es ist vor solchem Tun zu warnen, da Mehl die Beschaffenheit jeder Soße verdorbt. Dagegen ist gegen saure Sahne nichts einzuwenden.

Ein sehr praktisches Kalbsgericht, das ohne jede Mühe in ganz kurzer Zeit zu bereiten ist, erfordert in ganz dünne, handtellergroße Scheiben geschnittenes und gut geklopftes Schnitzfleisch, das, gepfeffert und gesalzen, mit etwas Zitronensaft beträufelt — Vorsicht! Nur ein paar Tropfen! — und auf schärfstem Feuer gebraten wird, bis es sich auf beiden Seiten anbräunt. In den letzten paar Sekunden der Prozedur kommen kleingehackte Kräuter — alle sind zu verwenden, je mehr, desto besser — hinzu; sie dürfen nicht anbraten, sondern müssen nur sozusagen den Bratschred bekommen, der ihnen aber die Frische nicht raubt: Fünf bis sechs Sekunden, nicht länger — sonst ist das Gericht verdorben und langweilig. Sein ganzer Reiz beruht in dem Geschmack der Kräuter, die dann nicht mehr roh, aber auch noch nicht gebraten sind. Ein Schuß italienischen Weißweines tut der Soße gute Dienste — mit Butter darf nicht gespart werden.



Der mit Parmesankäse gebäckene Fisch kommt in der Form auf den Tisch

Endlich noch ein Wildgericht, das auf englischen Landstichen beliebt ist: Ein reichlich gespickter Hase spielt die Hauptrolle. Er wird mit Zwiebeln, geschnittenen Sellerieknoten (deutscher Sellerie tut dieselben Dienste wie englischer), Pfefferkörnern, Lorbeerblättern und Gewürznelken belegt, nachdem er mit Eßig begossen worden ist. Die folgende Bratprozedur geht unter öfterem Zusatz von saurem Rahm vor sich; den Hasen manchmal gründlich zu begießen, tut not.

An alten deutschen Zeiten erinnern die „Lungenküchlein“, die nicht nur gehackte Lunge, sondern auch gehackte Milz und ebenso behandeltes Herz vom Rind enthalten. Die Masse formt sich leicht mit Hilfe von Ei und Semmel zu kleinen Kuchen, die mit Paprika, Curry, weißem Pfeffer und anderem beliebig zu würzen und zu braten sind. Zu Spaghetti oder einem Risotto werden sie willkommen sein.

Wird noch eine Geflügelkomposition gewünscht? So vereinigen wir etliche Stücke von der Gans, Keulen und Brust bereits geschnitten, mit einigen Scheiben Hammelfleisch, das nicht fett sein darf, und weißen Bohnen in einer Käferolle: Zusatz von Zwiebeln und Knoblauch nach Geschmack — da das Gericht in den Küstengegenden des westlichen Mittelmeeres, nicht weit von den Pyrenäen, beheimatet ist, soll eine Zwiebel eigentlich nicht fehlen. Während der Schmorzeit, einige Stunden lang, darf die Käferolle nicht geöffnet werden; auch hier tut ein Schuß Rotwein gute Dienste.

Wir sind bei den Nachspeisen angelangt: vielleicht ein Welsh Rarebit, aber nicht auf Toast, sondern auf Bananen, die in der Mitte geteilt sind — südamerikanische Urwälder steigen vor dem nach innen gewandten Blick auf, wenn wir ein solches Gericht verzehren. Oder flüchten wir noch einmal in die mittelalterliche Vergangenheit unseres Landes, und vereinigen Birnen mit Salbeiblättern — indem wir die Früchte erst weichkochen, dann in Wein und Honig dämpfen — der Honig sollte, wie in früheren Zeiten, viel öfter in der Küche gebraucht werden — und die so behandelten in Salbeiblätterwickeln, welche nun mit Kuchenteig umgeben und gebäckt werden . . .



Der ewige Rinderbraten, auf neu: Man spickt ihn mit Speck und Streifen aus Schweizerkäse

Kann man Bücher desinfizieren?

Ein ausgezeichnetes Mittel zum Desinfizieren von Büchern, ohne sie im geringsten dabei zu beschädigen, ist das einfache Einwirkenlassen von Formalindämpfen. Man beschaffe sich eine fest verschließbare Kiste oder am besten einen Behälter aus Blech und ziehe etwa handbreit unter dem oberen Kistenrande soviel Bindfäden quer von Kistenwand zu Kistenwand, als man Bücher desinfizieren will. Auf diese Bindfäden hängt man die in der Mitte aufgeschlagenen Bücher mit dem Rücken nach oben zeigend. Die Bücher werden sich leicht fächerartig öffnen, so daß die Formalindämpfe gut in das Innere eindringen und jede Seite treffen können. Die Bindfäden sind zu diesem Zwecke nicht straff, sondern locker zu spannen, so daß sie im leichten Bogen hängen. Man braucht nicht besondere Maßnahmen zur Entwicklung der Dämpfe zu treffen. Es genügt, ein flaches Gefäß, etwa eine Untertasse mit Formalin in die Kiste zu stellen. Die Dämpfe entsteigen der Flüssigkeit von selbst. Nur ist es wichtig, daß die Kiste gut schließt, sonst würde die ständige Verdünnung der Dämpfe mit Luft die Wirkung beeinträchtigen. Ein zweitägiger Aufenthalt der Bücher im Formalindampf ist genügend. Der scharfe Geruch, den die Bücher angenommen haben, verschwindet, wenn man sie zwei Tage frischer Luft aussetzt.

Jalousieschnüre, die reißen

Wenn die Jalousieschnur reißt, ist die Jalousie selbst in Gefahr, Schaden zu leiden. Darum ist es im Interesse sparsamer Schnurverwendung notwendig, die Schnüre widerstandsfähiger zu machen, als sie ursprünglich sind. Das Verfahren ist denkbar einfach. Man legt die Schnüre vor dem Gebrauch einige Stunden lang in eine Alaunlösung oder in Spiritus. Um einen möglichst geringen Reibungswiderstand beim Ziehen der Schnüre zu haben, ist es ratsam, sie auch alle paar Monate einmal leicht mit einem ölfreien Lappen abzureiben. Die Schnur nimmt so wenig Öl dabei an, daß man nicht zu befürchten braucht, sich beim Anfassen die Hände fettig zu machen. Aber schon das wenige genügt, um ein leichtes, müheloses Gleiten durch die Metallrollen zu gewährleisten und so die Schnüre zu schonen.

Verschluckte Gräten?

Man saugt aus einer halb durchgeschnittenen Zitrone den Saft, der die Eigenschaft besitzt, die Gräte weich und geschmeidig zu machen, so daß sie sich leicht abhusten oder sonst entfernen läßt.

Wenn sich das Kind verschluckt hat, ergreifen Sie seine beiden Hände und halten die Arme gestreckt hoch. Dabei dehnt sich der Brustkorb und die Störung wird behoben.

Gesenkte Zimmertüren

Eine fatale Angelegenheit! Wenn das Schloß nicht mehr richtig einschnappt, muß die Tür in halbgeöffnetem Zustande aus der Angel gehoben werden. Auf die Türspalte legt man ein bis zwei Eisenringe auf, bis die Tür wieder in der richtigen Höhe sitzt. Hierbei versäume man nicht, die Tür gleich zu ölen!

Berufsberatung

Damenheim

Ich möchte eine Alterspension für besser situierte Damen gründen und denke dabei an eine Vermögenslage, die einen Monatspreis von 100 bis 160 RM rechtfertigen würde. Ich würde zehn bis zwölf Pensionärinnen aufnehmen wollen, und zwar pflegebedürftige Damen, gelenkleidende, halbgelähmte oder sonst in der Bewegung behinderte, die sich in Dauer pension begeben wollen. Krankenschwester soll ständig im Hause sein, das Essen einfach, aber tadellos zubereitet. Ich möchte wissen, ob dreitausend Mark zur Gründung des Unternehmens reichen und ob auf Rentabilität eines solchen zu rechnen ist. Es ist mir bekannt, daß viele Damen mit einem Einkommen von vier- bis sieben tausend Mark, die keinen eigenen Haushalt mehr führen wollen, eine derartige Pension suchen, nur in den bereits bestehenden nicht diejenige Behaglichkeit finden, die sie sich wünschen.

Elise H., München.

Wir teilen Ihre Ansicht, daß Nachfrage nach derartigen Heimen besteht, glauben allerdings, daß Sie die Zahl der Personen, die über eine Rente in der angegebenen Höhe verfügen, weit überschätzen. Dagegen ist es ganz richtig, anzunehmen, daß eine gut geführte, wirklich behagliche Pension für einen geschlossenen Kreis von Menschen, die der gleichen gesellschaftlichen Schicht entstammen — Staatspensionäre zum Beispiel —, einem zeitgemäßen Bedürfnis abhilft. Die Erfolge, die damit bereits erzielt worden sind, bestätigen es; sie zeigen aber auch deutlich, daß als wichtigste Forderung eine in jeder Hinsicht der Aufgabe gewachsene Leiterin gebraucht wird. Sie muß nicht nur hauswirtschaftlich und geschäftlich außergewöhnlich tüchtig sein, sondern auch die Gabe der Menschenbehandlung haben, viel Geduld, Empfühlung und gesellschaftlichen Takt besitzen. Ferner ist es unumgänglich nötig, daß die ihr zur Seite stehende Krankenschwester diätetisch ausgebildet ist, um den in dieser Hinsicht sich ergebenden Anforderungen der Pensionärinnen zu genügen. Die Rentabilität eines solchen Unternehmens erhöht sich mit der Zahl der Gäste; daher wäre es zweckmäßig, sich auf einen etwas größeren Kreis als den von Ihnen in Aussicht genommenen einzustellen. Leider können wir Ihnen die Frage nach der dazu benötigten Summe nicht beantworten, da die Gründungs- und anfänglichen Betriebskosten ja doch von dem Preise des Grundstücks bzw. der Pacht oder Miete beeinflußt werden sowie von den notwendigen Anschaffungen, der Zahl der Zimmer usw. Eine Möglichkeit, die Einrichtung allmählich und vorteilhaft zu erwerben, liegt darin, daß Sie zuerst Pensionärinnen nehmen, die ihre Möbel mitbringen, und daß diese im Laufe der Zeit durch Verrechnung auf den Pensionspreis in Ihren Besitz übergehen. Es gibt ja viele ältere Menschen, die sich ungern von ihren guten Sachen trennen, zumal sie dafür ja doch keinen wertangemessenen Preis erzielen können, wenn sie sie verkaufen.

Säuglingspflegeschulen

Bitte um Mitteilung, wo man in Sachsen kostenlos Säuglingspflege erlernen kann; bin 17 Jahre alt, von Beruf Fröbelische Kinderpflegerin; kann man mit 18 Jahren eintreten? K. G., S. Kreis Soltau.

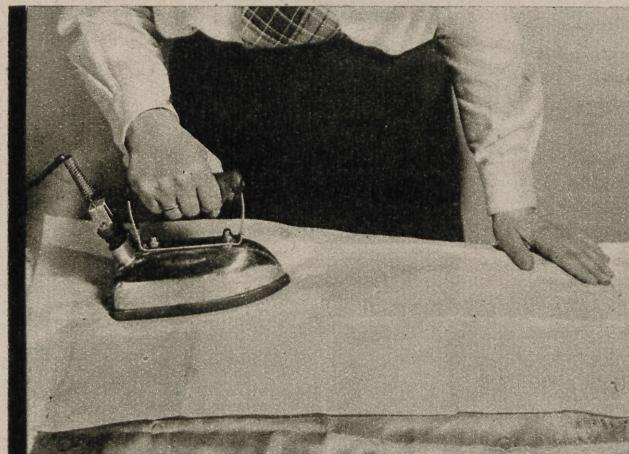
Wir nennen Ihnen folgende Ausbildungsanstalten: Säuglings- und Kinderkrankenhaus der Stiftung „Kinderheilanstalt“, Dresden-A., Chemnitzer Str. 14. Die Anstalt ist Diakonieseminar des Evangel. Diakonievereins Berlin-Zehlendorf. Die Schülerinnen sind Diakonieschülerinnen und erhalten monatliches Taschengeld, im ersten Jahre 10 RM, im zweiten 15 RM. — Städt. Kinderkrankenhaus und Universitätsklinik Leipzig C 1, Oststraße 21/25, zweijähriger Lehrgang bei freier Station, monatliches Taschengeld 35 bzw. 40 RM. Dienstkleidung haben die Schülerinnen zu stellen. — Städt. Säuglingsheim mit Kinderkrippe und anerkannter Säuglingspflegeschule, Zittau, Carpowstr. 9a. Taschengeld 5 RM im ersten, 10 RM im zweiten Halbjahr, freie Beköstigung, volle Bezahlung der Versicherungen. Für einen Teil der Schülerinnen Wohnung im Säuglingsheim, 5 RM monatlich. — Städt. Kinderklinik in Dresden-A., Pfotenhauer Str. 92, berechnet für Lehrgang, Unterkunft und volle Verpflegung monatlich 22 RM. — Die Ausbildung in Säuglingspflege dauert 1 Jahr, Säuglingsschwestern lernen 2 Jahre; Eintrittsalter: vollendetes 18. Lebensjahr.

Kindergärtnerin, die sich umstellen will

Ich war vor und nach dem Kriege in guten Familien als Kindergärtnerin; da mein Alter diesem Beruf nicht mehr entspricht und es heute schwer ist, sein Fortkommen zu finden, bitte ich um Rat, was ich anfangen könnte, um mich noch umzustellen.

B. P., Linz a. d. Donau.

Das Waffelmuster als modischer Aufputz



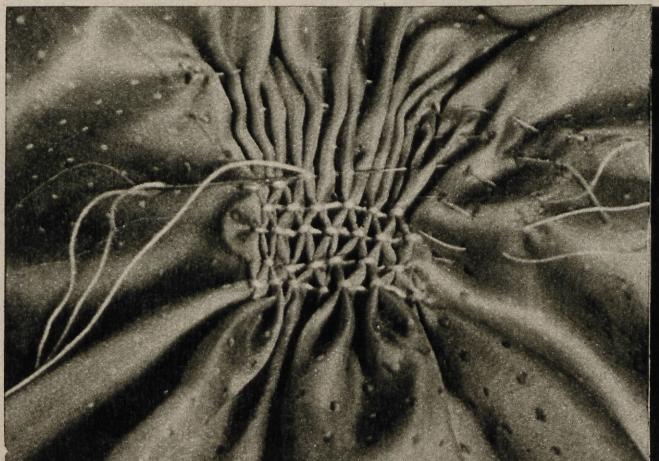
Das Waffelmuster wird auf den Stoff aufgeplättet

Aufnahmen Jenny Schneider

Bei der Verarbeitung von sprödem Material würden die Falten sich nicht schmiegen und gefällig wie von selbst legen, sondern häßlich spreizen.

Smocknäherei ist ein Fälteln auf zierlichste Art. Wie erhalten wir zunächst die Falten, die mit Überfangstichen in der gewünschten Lage festgehalten, die hübschen Waffelmuster ergeben? Wir überlegen, in welcher Größe wir die Waffelkästen haben möchten, und zeichnen uns, wenn kein Bügelmuster zur Verfügung steht und solange wir noch nicht genügend Fingerspitzengefühl für freies Arbeiten haben, in entsprechenden, regelmäßigen Abständen kleine Punkte vor, auf hellen Stoffen vielleicht mit Bleistift, auf dunklen mit gespitzer Kreide. Spuren bleiben nicht zurück, da der Überfangstich die Stellen deckt.

Gemäß den Punkten zieht man nun Hefträden durch den Stoff und fältelt ihn auf diese Weise, sofern man nicht über Plisseé arbeitet, was solche Vorarbeit ersparen würde. Die Überfangstiche ganz einfacher Art oder nach Art des Knopflochstiches ausgeführt, bringen



Die einzelnen Punkte werden in gerader Linie mit parallelen Fäden durchzogen —

dann erst werden die gegenüberliegenden Falten mit kleinen gleichmäßigen Stichen festgehalten



einhalten oder ausdehnen, wie es die Form verlangt. Alle Muster entstehen je nach der Entfernung der einzelnen Stiche voneinander, nach den ausgesparten Zwischenräumen und nach den kleinen Zierrüschen, die man nach Belieben anwendet. Wer Geschick hat, wird sich nur im Anfang an Vorlagen halten und später eigene Entwürfe zur Ausführung bringen, die nach dem Grade der Begabung auf künstlerisches Niveau kommen können. Smocknäherei ist so hübsch, daß nicht einzusehen ist, weshalb man ihr nicht viel mehr in der Mode begegnet. Kinderkleider und Kleider oder Blusen im Volkstumstil greifen heute wie einst zur Waffelarbeit. Wir begrüßen es, daß auch die Mode sich zur Zeit der Smocknäherei als eines wirkungsvollen Schmuckmotivs bedient. Luise Reich

Apartes schwarzes Abendjäckchen mit gesmoktem Puffärmel
Modell: Emma Bette, Berlin
Aufn. Cläre Sonderhoff



Dekorativer Blusenärmel mit verschiedenfarbigem reichem Smockmuster

immer je zwei Falten in stetem Wechsel zusammen und gehen in der Reihenfolge vor sich, daß man immer zwei Reihen zugleich arbeitet und der Faden immer im schrägen Bruch des Waffelkästchens auf der Rückseite von einem Überfangstich zum anderen geführt wird. Man näht also im Zickzack, und die Verbindungsäden auf der Rückseite der Arbeit zeigen genau den Zickzackverlauf, der von oben gesehen nicht in Erscheinung tritt.

Würde man immer nur je eine Reihe für sich fertigarbeiten und den Faden von einem Überfangstich zum anderen auf der Rückseite nicht schräg, sondern waagerecht verlaufen lassen, so wäre der betreffenden Smockarbeit keine Dehnbarkeit eigen, die ihr doch als großer Vorzug angerechnet wird. So braucht man zum Beispiel bei Hals-, Hüft- oder Armweite nie auf das Zentimeter genau zu fädeln, kann vielmehr die fertige Arbeit nach Bedarf



Pastellblaues Kinderkleidchen mit gesmokter Passe, Gürtel und Manschetten
Modell: Hamburger Kinderstube
Aufn. Cläre Sonderhoff

Leider läßt Ihre Anfrage nicht erkennen, ob Sie eine vollwertige und abgeschlossene Kindergärtnerinnenausbildung besitzen, auch nicht, ob Sie Reichsdeutsche oder österreichische Staatsangehörige sind. In letzterem Falle müßten Sie sich an die dortige Berufsorganisation wenden, andernfalls wäre zuständig die Berufsorganisation der Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen e. V., Stadtroda bei Jena, Hainstraße 1. Doch berücksichtigt deren Stellenvermittlung eben nur staatlich geprüfte Kräfte. Wenn Sie überhaupt eine Berufsausbildung haben — wenn auch nicht die vorschriftsmäßig abgeschlossene —, so würden wir Ihnen raten, einen Erweiterungskursus zu absolvieren, der in der Regel ein halbes Jahr dauert, um die Berechtigung nachträglich zu erlangen. Als dann käme, wenn Sie keine passende Stellung mehr finden oder annehmen wollen, die Gründung eines Privatkindergartens in Frage. Dazu müßten Sie in Ihrem Wohnort Fühlung mit besserisierten Bürgerkreisen nehmen; Sie werden doch wahrscheinlich auch aus Ihrer früheren Wirksamkeit Beziehungen und gute Zeugnisse haben, auf die Sie sich stützen können. Bei abgeschlossener Berufsausbildung, die nicht eine pädagogische zu sein braucht, wäre auch an erzieherische Tätigkeit in Psychopathen- und Fürsorgeerziehungsheimen zu denken. Wir haben darüber in Heft 32 des vorigen Jahrgangs unter „Heilpädagogin“ einiges gesagt; auch der Zentralkomitee für Innere Mission unterhält einige Fürsorgeerzieherinnenseminare. — Da die Berufsausbildung in Österreich in mancher Hinsicht von derjenigen im Deutschen Reich abweicht, müßten Sie bei entsprechender Staatsangehörigkeit die Berufsberatung des nächstgelegenen Arbeitsamtes in Anspruch nehmen, um sich über die einzuschlagenden Wege und in Frage kommenden Erwerbsmöglichkeiten zu orientieren.

Krankenpflege

Bin 26 Jahre alt, römisch-katholisch, habe Volksschule und Bürgerschule besucht, stamme aus höchst anständiger Familie und war in hiesigem Betriebe als intell. Berufstierin tätig. Möchte mich gern der Krankenpflege widmen, die aber in der tschechoslowakischen Republik nur gegen hohe Bezahlung zu erlernen ist. Gibt es vielleicht in Deutschland die Möglichkeit, auch für mich als tschechische Staatsangehörige, in einer Ausbildungsanstalt unentgeltlich anzukommen? Wohin könnte ich mich wenden? Wie hoch würde andernfalls die Ausbildung kosten?

M. R., Teichstatt.

Da der Andrang zum Krankenpflegerinnenberuf unter den obwaltenden Verhältnissen sehr stark ist und auch dieser Beruf gegenwärtig zu den überfüllten gehört, wird eine Erleichterung der Ausbildungsbedingungen verständlicherweise vermieden; auch kommen Ausländerinnen hierfür kaum in Betracht. Die regulären Kosten einer Krankenpflegerinnenausbildung dürften monatlich ungefähr 50 Mark betragen, auch hat die Schülerin die Versicherung (Soziallasten) zu tragen. Da die Ausbildung zwei Jahre dauert, würden sich die Kosten auf mindestens 1200 bis 1400 Mark stellen. Verbilligung oder Erlaß der Ausbildungskosten pflegt in normalen Zeiten gegen die Verpflichtung der Bewerberin gewährt zu werden, daß sie nach erhaltenener Ausbildung ihre Dienste noch auf eine bestimmte Zeit der Lehranstalt widmet. In diesem Falle ist eine Kavution zu stellen. Ob eine solche Möglichkeit zur Zeit überhaupt und ob sie für Ausländerinnen besteht, das müßten Sie durch direkte Anfrage ermitteln. Wenden Sie sich an das „Deutsche Rote Kreuz“, Generalsekretariat, Berlin W 10, Corneliusstraße 4b, unter dessen meist interkonfessionellen Schwesternschaften sich auch einzelne rein katholische befinden.

Techn. Assistentin (Ausbildungsanstalten)

Bitte um Angabe staatlich anerkannter Lehranstalten in Westdeutschland für med.-techn. Assistentinnen bzw. Laboratoriums- und Röntgenassistentinnen.

Franz H. K. - B., München.

Nachstehend geben wir Ihnen die gewünschten Anschriften mit Spezialangaben der Ausbildungsfächer. Aachen, stadt. Prosektur (städ. Krankenanstalten, Goethestraße; Chemie und Physik, Anatomie, Physiologie, mikro-anatom. Technik, Parasitologie und Serologie, klin. Chemie und Mikroskopie) — Bonn, medizin. Fakultät der Universität (alle Fächer). — Essen, stadt. Krankenanstalten (alle Fächer). — Frankfurt a. M., Röntgeninstitut des städ. Krankenhauses Sachsenhausen (Röntgenologie). — Köln a. Rh., Röntgen- und Lichtinstitut des Bürgerhospitals (Röntgenassistentin) — Strahleninstitut der Allgem. Ortskrankenkasse (Röntgenassistent). — Hygienisches Institut der Universität Köln, Köln-Lindenthal, Gleueler Straße 77 (Parasitologie und Serologie). — Marburg a. d. Lahn, Lehranstalt für techn. Assistentinnen, Geh. Medizinalrat Hildebrand (alle Fächer). — Münster i. Westf., Arbeitsgemeinschaft der Universitätsinstitute und Universitätskliniken (alle Fächer). — Staatl. Medizinaluntersuchungsamt (Parasitologie und Serologie). — Recklinghausen, Knappenhäusernkrankenhaus II und öffentl. chem. Untersuchungsamt (Röntgenassistent). — Freiburg i. Baden, Schule für techn. Assistentinnen an med. Instituten, Fichtestra. 26. — Giessen, Universitätsinstitute, Pharmakolog. Institut.

AUF ZUM



Die praktischen Kleinigkeiten:
Ein reinwollener Schal mit
Schottenmuster, warme Lamm-
fellschuhe für die Hütte, Ti-
roler Hut aus Kamelhaar mit
Sturmrand, Flanellhemd mit
Bomperl und zu guter Letzt
Schisocken aus Trockenwolle



Neue Wickelform für
die Windjacke, die man
im Frühjahr trägt, wenn
der schwere Schi-An-
zug schon zu warm wird

Modelle: Ski - Hütte
Berlin
Aufnahmen:
Cläre Sonderhoff



Links: Schwarzer Anzug mit flotten weißen Streifen
Modell: G. Benedikt Aufn. Becker und Maass

Rechts: Dunkelblauer Herrenanzug mit blusiger Jacke,
auch für Damen zu tragen

Der ideale Schianzug ist aus reinwollenem, imprägniertem Schitrikotstoff oder aus Gabardine gearbeitet. Diese Stoffe sind speziell kurzgeschoren und imprägniert, so daß sie schneearbstözend wirken. Schlanke Figuren tragen die Wickelbluse, auch Slalomjacke genannt. An der linken Seite ist an der Schulter wie eine lose Passe eine Schneeklappe angearbeitet, die bei geschlossenen Aufschlägen zum Windschutz übergeknöpft wird und außerdem beim Tragen der Schier besonders vorteilhaft ist. Noch immer beliebt und bewährt ist die blusige Form der Jacke, die in der Hüste fest anschließt und durch die blusige Weite in den Schultern größte Bewegungsmöglichkeit bietet. Die großen Außentaschen sind bei dieser Jacke besonders praktisch. Bei der beliebten norwegischen Westenform sind die schräg eingesetzten Außentaschen sehr bequem. Im Frühjahr und bei Fahrten im Sturm trägt man die Wetterbluse in der Slalomform aus durchaus winddichtem, imprägniertem Seiden- oder Maccopopeline in hübschen lichten Farben: Hellblau, Beige oder Weinrot. Eine sehr

WINTERSPORT

kleidsame Form in diesen Windblusen ist die Norweger Form mit Reißverschluß, zwei großen Außen-taschen und seitlichem Schnürver-schluß, die dadurch auch fest auf der Hüfte anliegt.

Unter dem Schianzug wird das Schihemd aus buntem, kariertem Flanell getragen, dazu entweder der geflochtene Strickbinder oder die lustigen, kleinen Bommel — die neue Schikrawatte. Nach dem Schilauf, wenn man die Jacke auszieht, wird der ärmellose Pullover gebraucht, und abends in der Hütte sind die weichen Lammfellschuhe zum gemütlichen Ausruhen unentbehrlich. Der Herrenanzug kann als kombinierter Schiportanzug aus einem guten Wollstoff in Diagonalmuster gefertigt sein. Die Hosen sind als Knickerbocker zu tragen oder als lange Schihosen.

Die sogenannte Überfallhose hat einen Gummisteg, der ähnlich wie bei der Kindergamaschenhose das innere Hosenfutter über den Strumpf spannt, ehe man den Schuh anzieht. Das äußere Hosenende wird dann mit Lederriemenverschluß über den



Die neue Schnedidichtung an der Schihose. Nahtloser Schistiefel mit dreifach durchgehender Sohle



Rechts: Combinierter Schi- und Sportanzug aus imprägniertem Wollstoff in Diagonalmuster, die Hosen können auch als Knickerbocker getragen werden

Zeichnungen von M. Leuschner



Dunkelblauer Anzug mit der neuen Slalom-Jacke

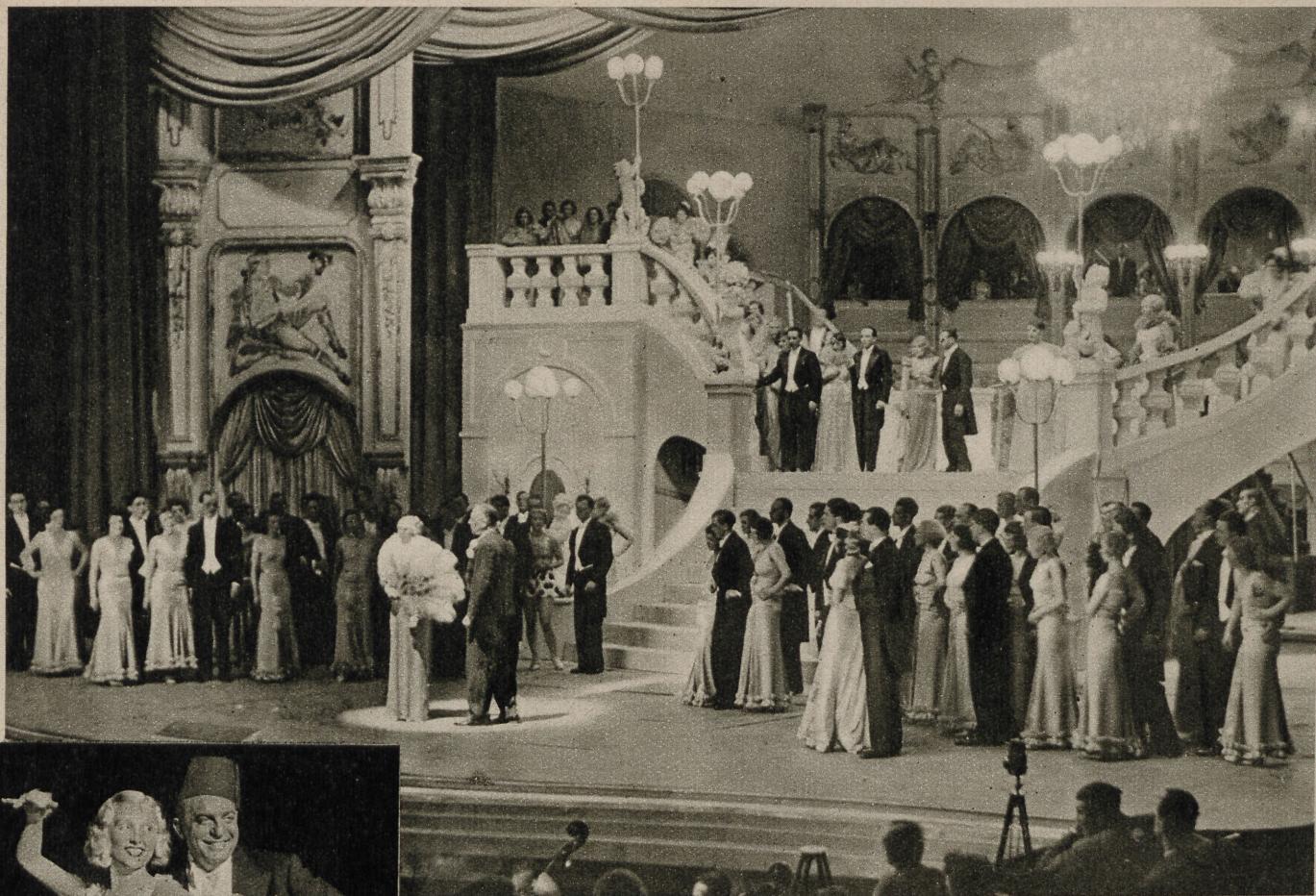
Schuhhaft geschnallt. Man trägt ganz schlichte Socken aus Ziegenhaar, aus merlierter Trockenwolle oder aus unentölter Rohwolle. Für gestrickte Handschuhe und Mützen wird ebenfalls möglichst Trockenwolle verwendet oder unentölte rohweiße Wolle. Über dem Wollhandschuh, der auch in einem hübschen Norweger Muster gewirkt sein kann, trägt man den Fausthandschuh aus imprägnierten oder gummierten Röperstoffen. Sehr praktisch ist der Fäustling, ganz aus imprägniertem Leder gearbeitet, der innen ein warmes Lammfellfutter hat — er bedarf aber einer Pflege durch Einfetten. Außer den Wollmützen trägt man die bekannten Schimützen mit Ohrenschutz oder die Tiroler Hütte aus Kamelhaar, die vollständig zusammengerollt in die Tasche gesteckt werden können. Bei den Damen hat dieser Schifilzhut ein Sturmband zur Befestigung. Der Rand des Hutes bietet gegen den Sturm mehr Schutz als eine Kappe oder Wollmütze. Den Hals schützt ein bunter Schal aus feiner Wolle in Schottenmuster.

Die Stiefel sind aus bestem Juchtenleder, nahtlos ge-

schnitten, mit durchgehender dreifacher Sohle und innerem Lederfutter. Die Schier, möglichst aus Bergesche, sind ge-teert und gebeizt. Durch die praktische Unitashindung läßt sich durch das vorhandene Schlittschuhgewinde der Schier dem Schuh genau anpassen. Die Tonkinstöcke haben eine Zelluloidschuhumwicklung, die das Brechen und Splittern der Stöcke verhindert. Die Teller sind nach allen Seiten hin drehbar. Der Dethleffstock ist wie ein Peitschenstock, farbig umponnen, überlackiert und daher recht bruchficher. Eine lange Lederschlause dient als Griff.

Loni Wagner





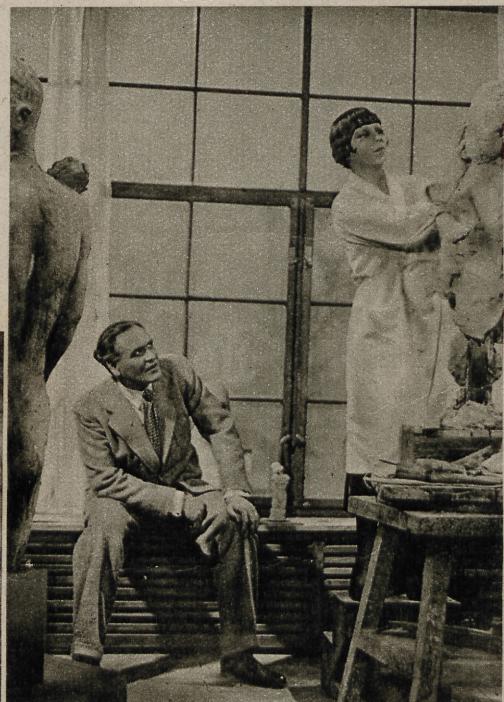
BÜHNE UND FILM

In der Woche vor Weihnachten erscheinen auf der Bühne wie auf der Leinwand gewöhnlich die Stücke, von denen sich die Theater- und Filmdirektoren die größten Erfolge versprechen und die namentlich an den Festtagen die Häuser füllen sollen. In dem Riesenraum des Großen Schauspielhauses in Berlin kam die Operette „Ball im Savoy“ von Paul Abraham zu einer glanzvollen Uraufführung. Der neue Ufa-Star Rosy Barsony erzielte neben Gitta Alpar einen rauschenden Erfolg. Das Pommers-Films der Ufa „W. P. 1“ antwortet nicht, aus dem wir schon in Heft 49 Bilder brachten, erhielten zu gleicher Zeit in hundert Städten auf der Leinwand und wurde überall mit stürmischen Beifall aufgenommen. — Asta Nielsen, die erste bedeutende Filmschauspielerin, eroberte sich jetzt auch den Tonfilm; sie bot eine großartige Leistung in dem Film „Unmöglich Liebe“. — Ausgezeichnet debütierte der Rennfahrer Manfred v. Brauchitsch in dem Majesticfilm der Ufa „Kampf“.

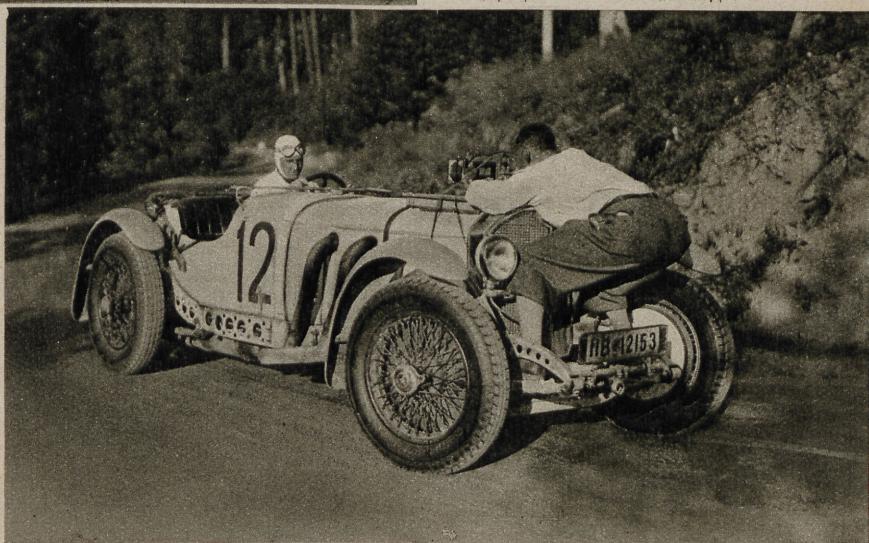


„Ball im Savoy“. Szene aus dem II. Akt. In der Mitte Gitta Alpar und Artur Schröder

Links: Das sensationelle Tanzpaar Rosy Barsony und Oscar Denes
Aufnahmen: Scherl



Asta Nielsen im Tonfilm „Unmöglich Liebe“
Märkische Film G. m. b. H.



Links: Der Rennfahrer Manfred von Brauchitsch wird in einer Kurve gefilmt
Aufn. Ufa



Kein Feuer, keine Kohle



Erhältlich in
Apotheken,
Drogerien u.
Bandagen-
geschäften.

kein Streichholz ist so harmlos, — gelegentlich gibt's doch eine kleine Brandwunde. Dann „Hansaplast elastisch“! Leicht gedehnt angelegt, gibt dieser Schnellverband infolge seiner Querelastizität besonders guten und hygienischen Wundverschluß. Ohne zu zerren paßt er sich jeder Bewegung an; er sitzt faltenlos und unverrückbar fest. Haben Sie „Hansaplast elastisch“ stets zur Hand, im Hause, unterwegs, beim Sport und im Beruf. Packungen gibt es schon von 15 Pf. an.

Hansaplast elastisch
D. R. P.

SCHNELLVERBAND

Jawohl, gnädige Frau, **NIVEA-KINDERSEIFE**

ganze zehn Jahre hindurch für die zarte, empfindliche Haut Ihres Kindes! Denn erst spät wird die Haut der heranwachsenden Jugend so widerstandsfähig, daß sie auch eine weniger milde Seife vertragen kann. Nivea-Kinderseife ist nach ärztlicher Vorschrift besonders hergestellt. Mit ihrem seidenweichen Schaum dringt sie schonend in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde und kräftige Hautatmung.

Ein Stück Nivea-Kinderseife kostet 54 Pf., die Kartonpackung mit 3 Stück RM 1.58



Die Chlorodont-Zahnpaste

macht die Zähne blendend weiß, greift den kostbaren Zahnschmelz nicht an und besitzt allerhöchste Reinigungskraft. Zur Herstellung der Chlorodont-Zahnpaste werden nur die anerkannt besten Rohstoffe verwendet. Der bei Erwachsenen und Kindern sehr beliebte Geschmack von Chlorodont wird allein durch Verarbeitung feinster Pfefferminzöle erzielt. Chlorodont ist sparsam im Verbrauch, daher preiswert.



Tube 50 Pf.
große Tube 80 Pf.

Weisen Sie jeden
Ersatz dafür zurück.

Die Frau als Keramikerin

Von Dr. Olga Bloch

Die Betätigung der Frau auf keramischem Gebiet ist das Ergebnis der Zeit nach dem Kriege. Erst jetzt werden die Möglichkeiten, die überaus vielseitig sind, ausgenutzt und erweitert. Man schafft nicht nur Neues, man beschränkt sich auch nicht allein häufig auf die Nachahmung älterer Vorbilder — man hat die Möglichkeiten, Frauen in den verschiedensten keramischen Sonderabteilungen zu beschäftigen. Die Töpferkunst ist bekanntlich der Ursprung jeder keramischen Betätigung, der Anschluß an die uralte Tradition soll in der Pflege alter Handwerkskunst gefunden werden im engsten Kontrast mit den Künstlern unserer Zeit. Im Altertum blieben die Namen der Meister, die die vielseitigen griechischen Vasen, die römischen Urnen oder die ägyptischen Öllampen aus Ton gearbeitet haben, fast immer anonym, nur auf dem griechischen Festland, in der Kulturstätte Athen, schieden sich einige durch Vaseninschriften gesicherte Meisternamen von der großen Zahl unbekannt gebliebener Keramiker. Und unter diesen wenigen Künstlerpersönlichkeiten gab es keine einzige Frau, wie man überhaupt sagen kann: Keramik ist zwar eine typisch weibliche, auf zarte Tönungen und weiche Linien abgestimmte Kunst, aber erst in unseren Zeitalters haben die Frauen diesen Zweig des Kunsthandwerks für sich entdeckt. Die chinesischen Pilgerflaschen, für die ersten Missionare im Fernen Osten gearbeitet, die zierlichen Kringelgruppen des Rokoko, sie waren zwar für Frauen bestimmt, in den Boudoirs fanden sie Aufstellung, aber nur männliche Modelleure und Maler zeichneten für diese Porzellane verantwortlich. Man müßte meinen, daß das schimmernde und swandlungsfähige Material, das wir keramische Masse heißen, den Fingern einer Frau z. B. für die Schaffung der Madonnen gestalten und der Figurenplastik überhaupt entgegenkäme, dem Interesse einer Keramikerin, die den Faltenwurf eines Gewandes mit besonderem Verständnis zu bilden vermag. Aber erst jetzt zieht man Frauen zur Lösung künstlerischer Fragen in der Keramik heran. Vielseitig sind die Möglichkeiten der Betätigung. Auf den alten Porzellanen, Fayencen und den Erzeugnissen des Steinguts begegnen die Marken und Signaturen der Dreher und Maler, das heißt der Personen, die für das Technische und das Künstlerische der betreffenden Keramik verantwortlich zeichnen. Auch in der neuzeitlichen Töpferkunst scheidet

sich das Praktische vom Theoretischen, nur mit dem Unterschied, daß die Errungenschaften der neuen Zeit noch besondere Gebiete zu berücksichtigen heißen, auf denen sich die Keramikerin betätigen kann. Ein ganz besonders dankbares Feld ist naturgemäß das künstlerisch eingestellte Ressort der Beratung. Hier entwirft die Frau, die auf einer Fachschule oder in einem privaten Meisteratelier eine künstlerische Ausbildungszeit absolviert hat, Dekore und Zierate zur Bemalung der Porzellane, eine rein künstlerische Tätigkeit, die dem Gesamtaufbau des Gefäßes den runden Abschluß gibt.

Groß- und Kleinbetriebe nehmen künstlerische Kräfte in Anspruch, es kommt vor, daß manche Firmen ihre Künstlerin prozentual am verkauften Stück ihrer Entwürfe beteiligen. Dies gilt vor allen Dingen für die Serienherstellung. Für den Wert der Arbeitskraft entscheidend ist das umfassende Können und die Beherrschung der verschiedensten Zweige des Kunstgewerbes. Der tüchtigeren Kraft wird natürlich in größeren Betrieben auch die betreffende Abteilung, die ihre Entwurfsarbeit ausführt und in umfangreichem Maß herstellt, zur Überwachung anvertraut.

Daneben gibt es in der Malerei, der sogenannten Malerstube des keramischen Betriebes, die Unterglasur- und Fayencemalerin, die sowohl im Groß- als auch im Kleinbetrieb ihren Wirkungskreis hat. Hier beträgt die Verdienstspanne je nach dem Grade des erworbenen Könnens und der praktischen Fähigkeiten zwischen 150 und 400 RM monatlich, wobei selbstverständlich auch die betreffenden Betriebsverhältnisse eine Rolle spielen. Während die Keramikerin mit technischer und chemischer Vorbildung, die in einer keramischen Fachschule erworben werden kann oder der das Studium der Technischen Hochschule zugrunde liegt, im Laboratorium der größeren Betriebe gebraucht wird. Eine Errungenschaft gerade unserer Zeit ist die baukeramische beziehungsweise keramisch-plastische Tätigkeit, die ebenfalls für die Frau in Groß- und Kleinbetrieben möglich ist. Hierbei handelt es sich häufig um die Lösung architektonischer Fragen, sei es, daß plastische Gruppen für Gärten oder städtische Anlagen geschaffen werden müssen, sei es, daß es sich um Entwürfe von Kacheln für die Küchen oder Badezimmer handelt. Es ist selbstverständlich, daß die Keramikerin, ganz gleich, auf welchem Sondergebiet sie tätig ist, in die betriebsmäßige Kalkulation Einblick haben muß.

Knorr

empfiehlt für die nächste Woche folgende Suppen

- Sonntag: Tapioka (m. Ei u. Rahm)
- Montag: Rätschen
- Dienstag: Reis
- Mittwoch: Mockturtle
- Donnerstag: Eiersternchen
- Freitag: Erbsen mit Sago
- Samstag: Kartoffel

Alle diese Suppen lassen sich ohne Zutaten
mühelos zubereiten mit

Knorr Suppenwürfel
1 Würfel = 2 Teller = 10 Pfennig

Fordern Sie von E. H. Knorr A. G. Heilbronn a. N. 8
kostenlos Prämienverzeichnis. Es ist Ihr Vorteil!

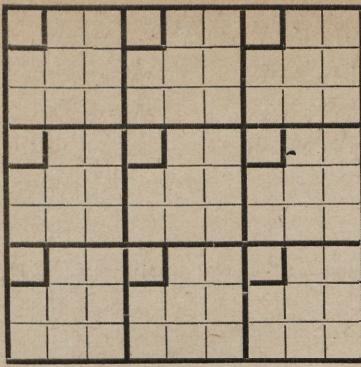


geheiratet!

„Heute kann ich es Dir sagen. Mich störten damals Deine blassen, eingefallenen Wangen und Deine Magersucht —.“ Erst seitdem sie durch **Eta-Tragol-Bonbons** das blühende Aussehen und die runden Körperformen bekam, erregte sie die Bewunderung der Männer. — Durch Eta-Tragol-Bonbons läßt sich das Körpergewicht in einigen Wochen um 10-30 Pfund erhöhen. Die unschönen Knochenvorsprünge an Wangen und Schultern schwinden, die Büste vergrößert sich, Pfund für Pfund nehmen Sie zu, an allen Körperteilen zeigt sich Fettansatz. Unbehagen und Unlust weichen, und nach ein paar Wochen hat das bisher schmächtige Aussehen einer vollen, ebenmäßigen Erscheinung Platz gemacht. Zugleich schaffen sie aber auch, indem sie die roten Blutkörperchen vermehren, Nervenkraft und Blut. Schachtel 2.50 RM gegen Nachn. Zu beziehen von der

**„ETA“ Chem.-techn. Fabrik,
Berlin-Pankow 135, Borkumstr. 2**

Magische Silbenquadrate



In jedes der neun Felder eines jeden der neun Quadrate ist je eine Silbe derart einzutragen, daß in jedem Quadrat die drei waagerechten Wörter mit den drei senkrechten gleichlauten. Die Reihenfolge der Quadrate ist von links nach rechts.

Bedeutung der einzelnen Wörter: I. 1. Musikstück, 2. griechische Quellgöttin, 3. Lobgesang; II. 1. Philippineninsel, 2. griechische Gagengestalt, 3. Erfrischung; III. 1. Süßfrucht, 2. griechische Halbinsel, 3. italienische Hafenstadt; IV. 1. ostpreußische Landschaft, 2. deutsches Grenzgebirge, 3. Währungseinheit; V. 1. Balkanbewohner, 2. weiblicher Vorname, 3. Fernrohr; VI. 1. nordamerikanischer Staat, 2. weiblicher Vorname, 3. musikalischer Ausdruck; VII. 1. Gartenblume, 2. Insekt, 3. Dichter; VIII. 1. Ort in Altgriechenland, 2. System, 3. Name für den Storch; IX. 1. Metalllegierung, 2. Stadt in Italien, 3. mohammedanisches Heiligtum.

Bei richtiger Lösung ergeben die neun Anfangssilben waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Negervoik, 2. Gebäck, 3. Zeicheninstrument. 28762

Steter Wechsel

Spricht man von alten Zeiten, wird er oft genannt,
Doch auch die Neuzeit ist an ihm gebunden,
Denn jeder Tag mit seinen Stunden
Beginnt in ihm, der dir noch unbekannt.

Des Stromes Wellen gleichen seinem Bild,
Auf ihm, in ihm fließt vor dem Sterben
Manch jagdbar Tier, weil das Verderben,
Ja, oft der Tod, aus seinem Innern quillt.

Gesteigert führt er dich durchs Schloß bis vor den Thron
Des Herrschers, ihm zu Füßen sich zu legen.
Beim königlichen Spiel ist er zugegen,
Und seine Heimat war das alte Marathon. 28132



Gesundheit ist mehr wert

Sie erhalten nach Tarif A Th:

für ihre Erhaltung und Wiederherstellung alles aufzuwenden. Niemand bleibt von Krankheiten verschont. Die Kosten sind oft so hoch, daß sie nicht ohne weiteres aufzubringen sind und deshalb eine ausreichende Behandlung nicht durchgeführt werden kann. Eine gute Krankenversicherung muß Ihnen also vor allem hervorragende Leistungen bieten. Sie erhalten von uns eine Gesamtleistung von jährlich bis 1000,- RM. Sie sind stets Privatpatient und zahlen nur einen geringen Beitrag. Über 37 Millionen RM. zahnten wir bis jetzt an unsere Mitglieder.

Sie zahlen nach Tarif A Th:

Männer monatlich	RM 4-
Frauen	4-
1 Kind	2-
2 Kinder	3.50

Nordern Sie bitte Prospekt 6

Deutscher Ring



Hamburg 36

Krankenversicherungsverein a. G.

© 1937 - 38 - 39

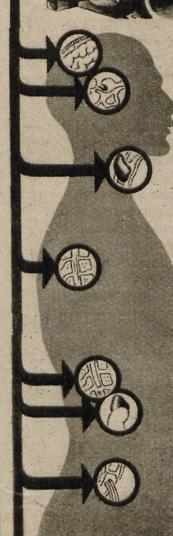
Einfach
morgens oder
abends
die Kopfhaut mit
Trilysin
befeuhten -
das hilft!

Die Schuppen verschwinden
Der Haarausfall hört auf
Die Haare wachsen wieder

Trilysin ist überall zu haben!

Halbe Flasche RM 1.94, ganze Flasche RM 3.24,
die neue wohlfeile $\frac{1}{2}$ Liter - Flasche RM 7.50.

Der Lebensmotor



so bezeichnet die Wissenschaft die Keimdrüsen und den Hirnanhang im Hinblick auf den enormen Einfluß, den sie durch ihre innersekretorische Tätigkeit auf die Organe (Gehirn, Rückenmark und anderen innersekretorischen Drüsen) ausüben. Steinach hat überzeugend bewiesen, daß der Eintritt des Alters bedingt ist durch den Ausfall der Keimdrüsen und der Hypophysen-Hormone. Die hervorragenden Wirkungen dieser zugeführten Hormone bei Störungen, psychischer, innersekretorischer oder nervöser Art sind bereits bekannt — aber bisher war es noch nicht gelungen, diese Hormone so zu gewinnen, daß sie in präparierter Form immer ihre Wirksamkeit behielten. Sie wurden entweder bei der Präparation durch zu große Hitze oder durch Chemikalien geschädigt. Nach dem neuen Verfahren des wissenschaftlichen Instituts der Dr. Magnus-Hirschfeld-Stiftung ist es jetzt ermöglicht, das kostbare Hormon so zu gewinnen, daß seine spezifische Wirkung ganz erhalten bleibt. In den

„Titus-Perlen“

haben wir also zum ersten Male ein Präparat, welches nachweislich das bisher vergeblich erprobte Verjüngungs-Hormon in gesicherter standardisierter Form enthält. „Titus-Perlen“ wirken also meist auch da, wo andere Mittel versagten. „Titus-Perlen“ stehen unter ständiger klinischer Kontrolle des Instituts für Sexualwissenschaft, Berlin.

Proben kostenlos. Sie sollen sich von der einzärtigen Wirkung selbst überzeugen, deshalb senden wir Ihnen eine Probe gratis, dazu die wissenschaftliche Abhandlung, die Ihnen durch zahlreiche Illustrationen die Funktionen der menschlichen Organe vor Augen führt (verschlossen, ohne Firmenangabe). Wir versenden keine unverlangten Nachnahmen. Preis 100 Stück „Titus-Perlen“ für Männer RM 9.80, „Titus-Perlen“ für Frauen RM 10.80; neu, bei Überregbarkeit „Titus-Kerne 3“ 50 Stück RM 5.—

Zu haben in allen Apotheken.

Friedrich-Wilhelmsstädte Apotheke, Berlin NW 6/206, Luisenstraße 19. Senden Sie mir eine Probe sowie wissenschaftliche Abhandlung gratis. 40 Pfg. in Briefmarken für Porto füge ich bei.

Frau: — Fräulein: — Herr: —

Ort: —

Straße: —

Gratis - Gutschein

Umgang mit Spitzen

Bon Margarete Weinberg

Spitzen können von der Allbeherrcherin Mode zeitweilig verschlafsigt — aber niemals völlig abgelehnt werden. Nach kurzer Unterbrechung besinnt sie sich stets auf die eigenartigen Wirkungsmöglichkeiten, die durch Spitzen zu erzielen sind.

Kennerinnen unterscheiden „echte Spitzen“ von den imitierten, wissen deren Bezeichnungen, die meistens vom ursprünglichen Erzeugungsorte abgeleitet und mit den dort bevorzugten Herstellungsverfahren verbunden geblieben sind, und verstehen von der Technik wenigstens genug, um kleine Schäden an ihrem Spitzenbesitz sachkundig und liebevoll beheben zu können.

Die Behandlung der Spitzen gehörte früher einmal zu denjenigen Kenntnissen, die einer gut erzogenen Frau von gesellschaftlichem Rang nicht fehlen durften. Großmutter's Spitzentruhe war eine Sehenswürdigkeit für die Enkelinnen, nicht nur wegen der kostbarkeiten, die sie beherbergte, sondern auch wegen der musterhaften Ordnung, die darin herrschte. Ein Vergnügen aber war es, die alte Dame über ihre Schätze sprechen zu hören, ihr Verständnis für deren Besonderheiten langsam zu erkennen und alsdann zu übernehmen. Man verdachte es ihr kaum, daß sie sich nur höchst ungern von dem einen oder anderen Stück trennte, ehe sie die Überzeugung gewonnen hatte, die Empfängerin werde es getreulich hüten. Es geschah eben nicht aus Engherzigkeit, sondern aus Besorgnis um die Erhaltung der Gabe. Besonders der Schneiderin trauten Großmutter nicht viel Verständnis für deren Schönheit zu. Sie wurde nicht müde, vor ihrer Schere zu warnen: Spitzen dürfen nicht zerschnitten werden. Will man sie stückweise verwenden, so suche man die Stellen auf, an denen die Muster zusammengelegt sind und trenne vorsichtig den Faden auf. Geht das nicht, so muß das überschüssige Stück in einer Naht verschwinden oder an einer Stoffkante umgelegt und auf der Rückseite leicht befestigt werden, jedenfalls bleibe die Spize unversehrt. Ergiebt sich die Notwendigkeit, eine Ecke zu bilden, so schiebe man da, wo die Spize in mehrfache Lage gebracht werden mußte, ein Stück des gleichen Stoffs unter, über welchen die Spize gearbeitet wird, so daß sich das Muster überall gleichmäßig abhebt, ohne daß die abgebrochenen Teile fortgeschnitten zu werden brauchen.

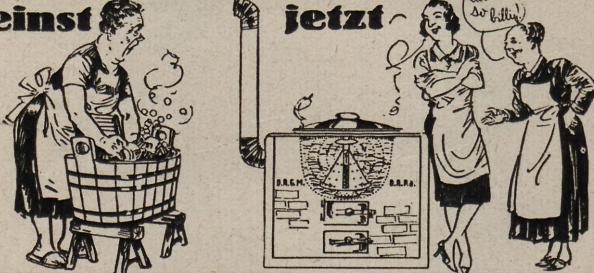
Zum Ausbessern der Spitzen verwendet die Großmutter allerfeinstes Spitzengarn, das nämliche, aus welchem die Spize selbst hergestellt worden war; es war so dünn wie der Faden eines Spinnwebes, und die eingearbeiteten Tüllmaschen oder Spitzestiche wirkten niemals wie gestopft. Barbarei nannte es die alte

Dame, mit gewöhnlichem Twill, sei er auch noch so fein, nachhelfen zu wollen. Niemals hätte sie gestattet, daß man ihren Lieblingen ein solches Unrecht zufügte! Auch ihre Reinigung würde nicht leicht fremden Händen anvertraut. Die hätten wohl möglich die Behandlung gewöhnlicher Wäschestücke für erlaubt gehalten und alle Vorsichtsmaßnahmen außer Acht gelassen, die so empfindlichen Material gegenüber unerlässlich sind!

Echte Spitzen, besonders solche, die Schmuz- oder Fettflecke aufweisen, lege man vor der Reinigung einige Stunden oder Tage in feines Olivenöl, das ihrem Faden die ursprüngliche Elastizität wiedergibt, wenn er durch Waschen oder Liegen bereits mürbe geworden ist. Dann heftet man die Spitzen genau ihren Konturen folgend, auf Musselin oder anderen weichen weißen Stoff undwickelt diesen um eine Flasche oder einen durchlöcherten Porzellanzyylinder; einige Stiche über die Endkante des Stoffes verhindern, daß er sich loslässt. Der Zylinder mit der Spize kommt in einen Kochtopf; man gießt soviel kaltes Wasser darauf, daß er reichlich bedeckt ist, fügt ein nüßgroßes Stück Seife hinzu, falls erforderlich, etwas Soda, und läßt es eine Stunde ziehen. Das Wasser muß so oft erneuert werden, bis es klar bleibt, als Zeichen dafür, daß aller Schmuz aus der Spize herausgekocht ist. Dann schwemmt man die Spitze, noch auf dem Zylinder, in kaltem Wasser aus und plättet sie von der linken Seite des Stoffstreifens aus trocken. Die Heftfäden werden Stich für Stich durchgeschnitten und die Spize vorsichtig abgehoben. — Größere Spitzenwickelt man auf den Zylinder, ohne sie auf Stoff zu heften, und bedeckt sie mit Musselin, das durch Stiche befestigt wird. Nach dem Waschen, das auf die geschilderte Weise gehiebt, muß man sie mit rostfreien Nadeln auf ein Kissen stecken, jede Zacke einzeln ausziehen und mit einer Nadel versehen; nach wenigen Stunden ist die Spize trocken und hat ihre ursprüngliche Form wieder erhalten. Kann man nicht das ganze Stück auf einmal nadeln, so bleibt der übrige Teil in einem Tuch eingeschlagen. In trockenem Zustande darf keine Spize genadeln werden, da der Faden zu leicht reißen würde. Die genadelten Teile nimmt man erst ab, wenn sie ganz trocken sind, und schlägt sie sorgfältig in Papier ein.

Zum Steifen der Spitzen dient keine Weizen- und Reisstärke; und zwar mischt man zu gleichen Teilen in kaltem Wasser aufgelöste und gekochte Stärke und verdünnt die Mischung, bis sie etwa sahnenartig wirkt. Um Spitzen leicht zu tönen, zieht man sie durch die mit einigen Tropfen schwarzen Kaffees versehene Stärkemischung, oder nimmt anstatt reinen Wassers Teewasser dazu. In ersterem Falle wird eine dunklere, in letzterem eine hellere Kremsfarbe erzielt.

Der Waschtag einst jetzt



CLEMENS KREHER, MARIENBERG/SA. Bahnhof

Alleinhersteller von „Lepidas“, D.R.P.a. D.R.G.M.
die kleinsten und billigsten Waschmaschinen der Zukunft!
Erhältlich in allen Fachgeschäften, sonst weise Bezugsquellen nach.



So setzt man die Eta-Kappe auf



Entzückende Wasserwellen

in 15 Minuten formt die „Eta-Kappe“ ohne fremde Hilfe. Die Seidenkautschukprossen der „Eta-Kappe“ formen tiefe, reizvolle, dauerhafte Wellen, welche dem Haar Leben und Frische geben. Schmiegsam, in herrlichen Locken, legt sich das Haar. Die Frisur wird täglich schöner und verjüngt Ihr Aussehen — Haar anfeuchten, Kappe aufsetzen, und jede gewünschte Wellenform kann mit dem beigegebenen Wellenleger gemacht werden. Für jede Frisur geeignet. Einmalige Ausgabe, daher größte Ersparnis. Preis der „Eta-Kappe“ einschl. Wellenleger **M. 2.10** und Porto. Auch Nachnahmeverstand, Angabe ob Scheitel- oder Querwelle. „Eta“, Chem. techn. Fabrik, G. m. b. H., Berlin-Pankow 135, Borkumstraße 2.

Lohn und Brot für deutsche Arbeiter!
DEUTSCHE ARBEIT
GROBER
Verlangt gestrickte Strümpfe u. Socken
Nur mit diesem Etikett!
Allerbeste Qualität wird dadurch garantiert!

Silbenrätsel

a — bo — co — dieb — dyl — e — er — feu — ge — ge
ge — gou — he — i — in — la — le — leucht — ling —
löh — mech — mie — nach — nan — ner — no — ok
rinth — schier — spons — strauch — stro — ta — tav —
te — tech — tel — tel — ten — tom — tri — ver — weih

Aus vorstehenden 43 Silben sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort von Lessing ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. das Fest der Kinder, 2. Himmelskunde, 3. Wegelagerer, 4. Hirtengedicht, 5. Giftpflanze, 6. ungelernter Arbeiter, 7. Erzieherin, 8. Buchformat, 9. Lebensgefährte, 10. Liebelei, 11. Glücksspiel, 12. Schiffsahrtszeichen, 13. Ränke, 14. moderner Maler (†). 28512

Für Frauen

Eine Weltmacht, besonders für weibliche Wesen,
Doch auch kommerziell, ist das Wort!
Was es gestern lanciert, nennt es heute „gewesen“!
„Am Neuen verdient man!“ heißt's dort.
Doch . . . wenn es sein Ur-Teil am Ende verliert,
Dann wird es als kleines Cadeau
Dem zarten Geschlechte recht oft dediziert,
Und das akzeptiert es meist froh! 10216

Lösung und Besprechung der Bridge-Aufgabe Nr. 76

A: Karo Bube, 4, 2, Kreuz As, 10, 7; Z: Herz 10, 6, Karo Dame, 3, Kreuz König, Bube; B: Pif Dame, 2, Herz As, 7, Karo 7, Kreuz 9; Y: Herz König, Bube, Karo 9, 6, Kreuz Dame, 8. Pif ist Trumpf. B am Spiel, macht fünf Stiche. Diese Aufgabe ist eine Studie im Abwerfen. B beginnt mit Trumpf. Wirst Y Karo, so A Kreuz, danach zieht B Karo, A deckt, und die Karo von A werden hoch. Wirst Y Kreuz, so auch A, Z muss dann Kreuz halten — sonst macht A zwei Kreuzstiche — und Karo — sonst zieht B Karo und A gibt klein — also muss er Herz werfen. Nunmehr zieht B Kreuz, deckt bei A, und wieder Kreuz, das B trumpft. Y muss Herz halten, also Karo werfen. B zieht Herz As, sodann Karo, das A deckt, und A macht seine Karo 4. Am besten wirst Y Herz, A wirst Kreuz. Z muss dann Herz halten, ebenso Karo, und wirst Kreuz König. Im zweiten Stich führt B wieder Trumpf. Y muss Karo halten — sonst wirst A Kreuz, und B führt Karo, worauf A zwei Karostiche gewinnt — Y muss auch Kreuz halten, daher Herz werfen. A wirst Karo, und Z, der Kreuz halten muss — sonst schneidet A gegen Kreuz Dame — wirst ein kleines Karo. Im dritten Stich Kreuz, das A deckt, worauf A Karo führt. Z kommt aus Spiel und muss in die Babel des B spielen. So gelingt es B in allen Abweisungen der möglichen Abwürfe, die ihm nötigen fünf Stiche zu erzielen.

BIOX-ULTRA die sparsame rein deutsche ZAHNPASTA mit biologischer Sauerstoff-Wirkung



Schade wäre es, wenn Sie gelungene Fotos anders als mit durchsichtigen **Transparol**-Ecken einreihen würden. Die einzige Foto-Ecke, die nur Vorteile hat. Jedes gute Fachgeschäft führt sie.

Ski-

Ausrüstung RM 61,-

Ski mit Bindung, Stöcken, Stiefeln, Socken und Anzug liefert die

„Ski-Hütte“
Berlin C 2,
Jüdenstraße 54
E 2 Kupfergraben 2528

Fordern Sie interessanten Gratisprospekt B.



888 versch. garant. echte Briefmarken all. Länder, dar. 100 engl. 100 port., 100 franz. u. dtsh. Kol. nur 5.75 u. Porto per Nachn. Gr. illust. Preisl. auch üb. Alben gr. Max Herbst, Markenhs., Hamburg 36 R

Kopfschmerz ist abgeschafft!



Den „üblichen“ Kopfschmerz braucht es nicht mehr zu geben, denn „Spalt-Tabletten“ nach Chefarzt Prof. J. Ferrua lassen gar keinen Kopfschmerz aufkommen, sofern man sofort, wenn sich die ersten Anzeichen von Kopfschmerzen bemerkbar machen, eine Tablette nimmt. Deshalb sollten Sie „Spalt-Tabletten“ immer im Hause haben. (In allen Apotheken zum Preise von RM. 0,60 und RM. 1,10 zu haben). — Achten Sie aber auf das Echtheitszeichen, den „Spalt“ in der Tablette.

Gratismuster und Lieferantennachweis durch den Hersteller:
Hch. Hermann, Papierwaren, Stuttgart-Wangen 106.



Wäsche kaufen? Keine Bange,
Wäsche hält noch mal so lange,
und das Waschen ist so leicht,
wenn mit **BURNUS** eingeweicht.

Die grosse schmutzlösende Wirkung des **BURNUS** beruht auf seinem Gehalt an Enzymen (d. s. Verdauungssäften). Diese Enzyme verdauen den Schmutz, können aber niemals die Wäschefaser angreifen. **BURNUS** ist in einschlägigen Geschäften erhältlich in Dosen zu 20 und 49 Rpf. Interessante Druckschriften über **BURNUS** kostenlos durch die **AUGUST JACOBI A. G., DARMSTADT**



Karamel, eine sorgenvolle Angelegenheit

Der Zucker erwirkt sich erst beim siebten Grad des Kochens oder Spinnens über verschiedene Bildungsstufen von kleinen und großen „Perlen“, „Flügen“ und dem „Bruch“ hinweg den Titel Karamel. Will man zu Creme, Soße, warmen Puddingen und Eis den Karamel verwenden, so macht man es folgendermaßen: Man ergreift einen unglaublichen Pfännchen aus Kupfer, Aluminium oder Eisen am langen Stiel und röhrt darin auf starker Flamme Zucker, bis er glatt und hellbraun ist. Die breiten, vorn nicht abgerundeten Rührlöffel mit hochgewölbtem Rücken sind für diese Arbeit ausgezeichnet, denn sie kratzen den Topfboden unbarmherzig und doch nicht verleugnend glatt. Unentwegt durchstreicht man die stets mit dem Anbrennen liebäugelnde Zuckermasse, die auf 40 g Zucker etwa $\frac{1}{2}$ Liter kaltes Wasser zugemessen bekommt, sowie sie braun ist. Wie braun? Hell, dunkel, beige oder mahagonifarben? Nun, so mittel. Der Zucker, erst etwas zurückhaltend gegen das fremde Element, zeigt sich zuletzt gutwillig und geht ganz in der Verbindung auf. Dieser gebrannte Zucker nun macht eine einfache Vanillecreme oder Soße zu einer festlichen Angelegenheit, und hat verschiedene Methoden, sich angenehm bemerkbar zu machen. Er tritt entweder als Soße selbst oder in einer Soße auf — er ist bald reizvoller Überzug, bald lässt er sich ganz der Speise einverleiben —, aber immer wird man ihn erfreut als vorhanden feststellen. Besonders beliebt ist er bei einer Eiercreme, die in kochendheitem Wasser gar und fest zu werden wünscht. Eine glatte Form wird mit gelbgebranntem Zucker ausgegossen, so daß sich an den Wänden ein Überzug bildet. 3 Eier und 3 Dotter werden mit 125 g Zucker und einem Päckchen Vanillezucker in abgekochter Sahne, die schon kühl genug ist, verquirlt. Nicht ganz $\frac{1}{2}$ Liter Sahne ist nötig. Diese Masse gießt man in die Form mit dem Überzug erst, wenn sie in der Kasseroche mit kochendheitem Wasser steht, die nach etwa 10 Minuten des Wartens im heißen Wasser in den vorgeheizten Bratofen gestellt wird. Die Form ist zugedeckt worden. Eine knappe halbe Stunde braucht die Creme zum Festwerden. Kochen darf das Wasser nicht, aber immer dicht davor stehen. Die erkaltete Creme wird gestürzt. Wie erwähnt, kann man den Karamel auch der Puddingmasse zumschenken, ebenso wie man es mit der Schneesoße macht. 2 Eßlöffel Zucker, 1 Eßlöffel Wasser werden zu Karamel, der durch $\frac{1}{2}$ Liter Sahne losgerührt wird. Man quirlt 2 Eirollen mit 1 Teelöffel Mehl, 1 Löffel kalter Sahne und Vanillezucker klar, gibt die Karamelsahne und $\frac{1}{2}$ Liter abgekochte, schon kühle Sahne dazu und kann nun diese Soße bis zum Kochen auf kleinem Feuer schlagen. Je energischer, desto besser. Vanille muß vorzuschmecken. Karamel muß vorschmecken. Das ist das Geheimnis.

Küchenaufgaben der Oblaten

In unserer Jugend haben wir ein zärtliches Verhältnis zu Oblaten. Sie sind begehrte Tauschobjekte und werden gesammelt. Diese Oblaten meine ich nicht. Auch die Karlsbader Oblaten finden heute keine Gnade vor unseren Augen, obwohl sie unleugbar ihre Vorzüge beim Zusammensetzen schmackhafter Torten zum Tee aufweisen. Die einfache Backoblate, die aussieht wie Papier und schmeckt wie Papier, soll bekennen, was sie für Aufgaben in der Küche erfüllen kann. Sie fühlt sich in der deutschen Küche stark vernachlässigt, das steht fest. Wer kennt Oblatenkrapferln? Wer kennt Biquoli? Die Krapferln kommen aus Österreich und verraten die Vorliebe ihrer Landsleute für schleckerhaften Nachtisch, um die Bignoli teilen die Neigung der Italiener für Gemüse. Versuchen wir erst einmal, ob die süßen, etwas umständlichen Krapfen geraten. Man schneidet entweder kleine Birecke aus Backoblate oder kauft die kleinsten, runden Sorte, die man auch für die Lebkuchenbäckerei und für Matronen braucht. Je zwei und zwei, die mit Konfitüre bestrichene Oblaten taucht man in einen dicken Ausbackteig aus Weißbier, der keine Eier braucht, oder in den nobleren Teig aus $\frac{1}{2}$ Liter Weißwein, 2 Dottern, 1 Eßlöffel Rum, ebensoviel zerlassener Rüffelbutter und genug Mehl, um einen Teig von bündiger Festigkeit bläsig schlagen zu können. Der Schnee macht ihn wieder geschmeidig. Gut eingehüllt wollen die Krapferln schon werden, damit sie im siedenden Fettbad ihren Inhalt nicht vorzeitig preisgeben müssen. Mit Vanillezucker bestreut oder mit Vanillesoße empfiehlt sich diese „Möslpeis“ geneigter Beachtung. Die Bignoli brauchen die Oblaten zum Verhüllen eines Gemüsetüpfelchens. Die Masse muß ziemlich trocken und sehr glatt sein. Ein Brei von Hülsenfrüchten oder Spinat, von geraspeltem und gedünntem Blumenkohl oder von gedünnten, mehrmals durch die Maschine getriebenen Pilzen kann mit Fleischstreifen oder gekochten, gewiegen Eiern vermischt werden. Er braucht es nicht. Die Würzen stehen im Belieben der Migerin, die außerdem einen Brandteig von $\frac{1}{2}$ Liter Milch mit 30 g Fett und 50 g Mehl abröhrt, dem sie 1 Ei, 1 Dotter und das gewürzte Gemüse zufügt. Der Ausbackteig von $\frac{1}{2}$ Liter Bier und 1 Löffel Öl nimmt das restliche Eiweiß neben genügend Mehl auf. Nun schnell in den Fetttopf mit den Gemüsetüpfeln, die man mit Tomaten- oder Kräutersoße zu Schalatkartoffeln reicht.

Es ist den Oblaten eigen, daß sie, angeschmiegt von Natur, doch gut Distanz zu halten und zu schaffen wissen. Das kommt vor allem den Obsttorten zugute, wo sich die Oblate als Trennungswand zwischen Boden und saftiges Obst breitet.

Annie Juliane Richert

Dr.Thompson's
Schwammpulver
hilft sparen!

Herbin-Stodin

unübertroffen bei starken

Kopfschmerzen

Rheuma-, Muskel- u. Nervenschmerzen. Ganz unschädlich. Verlangen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin. Sie werden angenehm überrascht sein.

H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG



Massenfänge

von Fuchs, Marder, Iltis, Fische, Maulwurf, mit meinen Geheimmitteln. **Gifte** von blitzartiger Wirkung lieferbar. Kataloge und Fanggeheimnisse kostenlos. Sie staunen! Kieferle Randegg 126, Baden.



Bei Gallensteinen

Leber-, Nieren- und Blasenleiden
bewährt sich glänzend das biologische Präparat **Lithotrit**

Prospekt mit hervorragenden Anerkennungen von Professoren u. Aerzten kostenlos. Origl. 3.50, 5.50 und 9.50. **Zusendung** p. Nachn. Dr. med. Joerrens G. m. b. H., Berlin-Treptow 5

KUNST - AUSSTELLUNG Scherl - Haus

Januar 1933

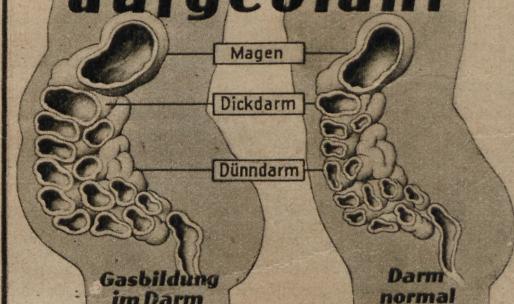
Edm. Fürst

Gemälde und Studien

Besichtigung erbeten / Eintritt frei
Eingang: Große Lesehalle

Verkauf von Kunstblättern
Größte Auswahl moderner Bilder für jeden Raum
Geschmackvolle Rahmungen

Wenn der Leib aufgebläht



Dragées „Neunzehn“, ein neues Verdauungs-Präparat nach den letzten Forschungsergebnissen des Universitäts-Professors Dr. med. H. Musch hergestellt, besiegt die **Gasbildung im Darm, ferner Blähungen, das Völlegefühl, Beklemmungen** usw. Die Verdauung wird gefördert und der Stuhl reguliert, indem die Darm-Peristaltik (die wurmförmige Bewegung des Darms) normiert wird. Dragées „Neunzehn“ sind ein **reines Naturprodukt**, verursachen kein Kneifen und können unbedenklich täglich genommen werden. Preis RM 1.45.



Jetzt auch
Zäpfchen „Neunzehn“
bei denen die Wirkung schon nach wenigen Minuten eintritt.